Feldzeitung

von der Maas bis an die Memel

RIGA . Sonntag, 29. August 1943 . Nummer 863

Welche Gerüchte werden verbreitet?

Erfahrungen im Kampf gegen Lügen — Vorsicht bei Totenzahlen aus bombardierten Gebieten

Das Ausstreuen von Gerüchten ist im Kriege als eine Waffe des Feindes zu bewerten. Im Kampf dagegen sammelt man genau so seine Erfahrungen wie auf anderen Kampfgebieten. Wenn der deutsche Soldat klar übersieht, welche Taktik und Strategie bei der Gerüchteoffensive des Feindes angewandt wird, so wird er immer besser in der Lage sein, diese feindliche Waffe unwirksam zu machen.

Folgendes muss man sich merken:

1. Woher kommen Gerüchte? Antwort: Fast immer vom Feind; mindestens 90 v. H. aller Gerüchte sind feindlichen Ursprungs. Sie kommen über Sender, durch Flugblätter und werden ausgestreut durch feindliche Agenten. Ergänzt wird diese bewusste und planmässige feindliche Zersetzungsarbeit durch die Torheit und Schwatzhaftigkeit einiger Volksgenossen, die zu allen Zeiten, auch in Jahren des gesicherten Friedens, zur Klasse der aufgeregten Zinshähne, der Klatschbasen und Schwätzer gehören. Prüfen wir einmal nüchtern unseren Bekanntenkreis durch und fragen wir uns, wer denn auch früher schon immer auf jeden Schwindel hereingefallen ist, wer früher schon immer furchtbar übertrieben, wer eine Neigung gezeigt hat, unangenehme und schreckhafte Dinge zu erzählen und Schauerromane zu fabrizieren, so werden wir auf eine verhältnismässig kleine Gruppe männlicher und weiblicher Schwätzliesen stossen, die man eigentlich deutlich als solche kenntlich machen müsste. Denn sie sind heute die «Lautsprecher» für jeden Unsinn, der irgendwo erzählt wird. Ihnen muss man in die Parade fahren, bevor sie überhaupt anfangen zu reden. Nicht mal zum Luftschnappen darf man sie kommen lassen. Ihr Kinnbackenklappen bei leerlaufendem Gehirn muss auf jeden Fall abgestoppt werden.

2. Typisch für jedes Gerücht ist masslose Übertreibung. Der Feind hat z. B. vom ersten Kriegstage an die tollsten Zahlen über deutsche Verluste bekanntgegeben, weil er weiss, dass ein Gerücht um so schneller läuft, je mehr es in Zahlenrausch macht. Zählt man die von unseren Feinden im Ablauf der vier Jahre mitgeteilten Zahlen über angebliche deutsche Verluste zusammen, so kommt man auf über 14 Millionen Tote; es dürfte also von Rechts wegen schon längst weder im Lande noch draussen auch nur ein einziger Soldat existieren.

„Weisst du, Gerüchte sind ja eben doch immer nur unvollständig!"
„Freilich, freilich, da muss man schon selber noch etwas dazu machen!"

Ebenso werden nach schweren Bombenangriffen ungeheuerliche Verlustzahlen in Umlauf gesetzt. Wir sind von den verschiedensten Seiten angesprochen worden, ob die kürzlich von uns bekanntgegebenen Zahlen von Toten aus den Städten an Ruhr und Rhein nicht viel zu niedrig gegriffen waren. Antwort: Das waren sie keineswegs. Die Zahlen sind von den militärischen und zivilen Dienststellen genauestens ermittelt, miteinander verglichen und so aus den verschiedensten amtlichen Quellen völlig einwandfrei festgestellt worden. Auch Vermisste und noch nicht Geborgene wurden natürlich in Rechnung gesetzt. Das Bild ist immer wieder folgendes: In den ersten Stunden und Tagen nach einem Grossangriff denken die meisten Menschen, auch recht kritische Beobachter, die Zahl der Toten müsse diesmal ausserordentlich gross sein. Ist dann aufgeräumt, sind einige Tage vergangen, so dass man ein klares Bild gewinnen konnte, und zählt man nun zusammen, so ist, Gott sei Dank, die wirkliche Zahl sehr viel geringer, als anfangs befürchtet wurde. Die Zahl bleibt auch so noch schmerzlich genug. Es ist um jeden einzelnen deutschen Volksgenossen ein Jammer, der durch diese Terrorangriffe ums Leben kommt. Aber wenn in den Städten an Ruhr und Rhein Zahlen von 15 000 und 20 000 Toten genannt worden sind, so kann davon nicht im entferntesten die Rede sein. Manchmal waren diese Zahlen um das Zehnfache, ja sogar um das Zwanzigfache übertrieben. Dieselbe Beobachtung ist auch in Hamburg wieder gemacht worden. Die ersten Gerüchtezahlen sahen böse aus. Sie sind glücklicherweise inzwischen ausserordentlich zusammengeschrumpft. Es wird darüber noch zu reden sein, wenn sie genau feststehen.

Daraus muss man die Lehre ziehen: Äusserstes Misstrauen gegen alle Zahlenangaben! Es ist genau wie draussen an der Front; auch da müssen manche Meldungen, die unter dem ersten Eindruck gemacht wurden, nachher erheblich berichtigt werden.

3. Stellt man mal zusammen, welches denn gewöhnlich der Inhalt der Gerüchte ist, so kann man etwa folgende Gruppen unterscheiden:

a) Gerüchte über die führenden Männer des Volkes. Hier arbeitet der Feind stur nach Klischee. Mal heisst es, sie seien erkrankt, mal, sie hätten sich erschossen, oder sie seien geflohen, verhaftet, abgesetzt, sie hätten Duelle gegeneinander ausgetragen, sie versuchten, ihre Familien und ungeheure Devisenmengen ins Ausland zu verschieben und was dergl. Verrücktheiten mehr sind. Man erkennt aus solchen blöden Nachrichten, dass der Feind diese Männer fürchtet und mit allen Mitteln das Vertrauen zu ihnen erschüttern möchte.

b) Da die deutschen Sozialeinrichtungen dem Feind ein Dorn im Auge sind, so wird immer wieder behauptet, sie würden ganz oder teilweise abgebaut.

c) Ein Trick der letzten Zeit ist die Behauptung, dass da und dort schwere Strassenkämpfe zwischen der SS und der Bevölkerung stattgefunden hätten. Hinter diesen Lügen steckt die Erkenntnis des Feindes, dass die SS als eine der Ordnungsmächte im grossen deutschen Volksorganismus ein starkes Machtinstrument in der Hand des Führers ist. Deshalb hetzt man gegen die SS; es geschieht aus demselben Grunde wie die Hetze gegen die führenden Männer.

d) Die ausreichende Lebensmittelversorgung Deutschlands steht sehr im Gegensatz zu der furchtbaren Mangellage 1918. Daher wird in regelmässigen Abständen in die Welt gelogen, die Rationen würden gekürzt.

e) Eine letzte Gruppe von Gerüchten könnte man überschreiben: «Drohungen und Lockungen». Da wird in die Welt gesetzt, der Feind habe bis zu einem bestimmten Datum ein Ultimatum gestellt, trete die Regierung bis dahin nicht zurück, so würden furchtbare Luftangriffe erfolgen. Oder es werden die finstersten Voraussagen verbreitet, welche Strafen das deutsche Volk treffen würden. Der Zweck liegt auf der Hand. Man will uns die Pferde scheu machen, man will ängstliche Gemüter aufregen und bedrücken. Gelegentlich werden auch schöne Verlockungen eingestreut. Alles werde halb so schlimm werden, sagt nun derselbe Feind, wenn wir nur nicht mehr kämpfen und vor allem die Regierung beseitigen würden. Da 1918 der Feind monatelang das deutsche Volk mit einem Trommelfeuer solcher Lockungen überschüttet hat und 65 Millionen Menschen in Deutschland nachher erlebt haben, welch ein schamloser Betrug jede einzelne dieser Lokkungen war, so dürfte der Feind allerdings mit dieser abgeleierten Platte keinen Erfolg mehr haben.

Schlussfolgerung aus dem Ganzen: Nicht auf Schwätzer hören, sie ruhig, aber energisch zurechtweisen und Gerüchte, so wie man Flammen mit der Feuerpatsche ausschlägt, durch Einsatz des gesunden Menschenverstandes totschlagen. Jedes Gerücht ist eine Hoffnung des Feindes. Jedes von uns bekämpfte Gerücht ist daher eine enttäuschte Hoffnung des Feindes. Also: Ran an den Feind, auch auf diesem Wege!

Europa oder Ostasien — das ist hier die Frage

Eine Betrachtung der Ergebnisse der „alliierten" Konferenz in Quebec

Von Fritz Redlin

In der kanadischen Stadt Quebec ging die sechste, acht Tage währende Zusammenkunft zwischen dem britischen Ministerpräsident Churchill und dem nordamerikanischen Präsident Roosevelt zu Ende. Eine ziemlich inhaltlose Erklärung besagt, dass sich «die militärischen Besprechungen im grossen Umfang auf den Krieg in Ostasien und die Leistung einer wirksamen Hilfe für China bezogen hätten.» Der Tschungkingchenische Aussenminister Sung nahm an den Besprechungen teil, in denen neue Konferenzen beschlossen wurden, die «wahrscheinlich in kürzeren Abständen als bisher erforderlich seien». Anschliessend an Quebec begab sich Churchill wie verlautet, nach Washington, um die Besprechungen mit Roosevelt fortzusetzen.

Was war nun der tiefere Sinn des Treffens in der kanadischen Stadt? Unsere Gegner stehen vor schwerwiegenden Entscheidungen. Diese Entscheidungen sind nicht neu, aber sie erheben sich heute zwingender denn je. «Ohne eine Front im Westen», schrieb dieser Tage die offiziöse Moskauer Zeitung «Krieg und Arbeitertum», ist Deutschland unbesiegbar». Stalin zog diese Erkenntnis vor allem aus dem Verlauf dieser Sommeroffensive, die trotz des letzten Einsatzes an Menschen und Material und einer barbarischen Nichtachtung der Opfer bisher nur zu völlig unbedeutendem Geländegewinn führte, ohne die deutsche Kampfkraft irgendwie zu erschüttern. Stalin muss anrennen und er wird weiter anrennen. Die Offensive wird bis zur Zermürbung der einen oder anderen Seite geführt werden, denn ein plötzliches Abstoppen der Offensive wäre gleichbedeutend mit dem Eingeständnis einer entscheidenden Niederlage und der Vergeblichkeit eines in der Kriegsgeschichte bisher nicht erlebten Opfers an Menschen und Material. Zugleich würde Stalin damit offen zugeben müssen, dass gegen die deutsche Front im Osten kein Kraut gewachsen ist.

Churchill und Roosevelt haben sich bisher trotz des in feierlicher Form dem Sowjetbotschafter in Washington Litwinow am Neujahrsmorgen 1941 übermittelten Versprechens einer zweiten Front in Europa immer wieder um dessen Einlösung herumgedrückt. Die Engländer fürchten den Einsatz — nach den bitteren Erfahrungen der sizilianischen Kämpfe mehr denn je — zumal sie die Hauptlast eines kontinentalen Krieges tragen müssten. Ihre geringe völkische Stärke lässt sie, abgesehen von der jahrhundertelangen Ungewohntheit. Kriege selbst durchzukämpfen, sich nicht für fähig halten, solche gigantischen, opferreichen Schlachten auf längere Sicht zu schlagen, wie sie sich jetzt im Osten abspielen.

Den Amerikanern aber ist Europa an sich gleichgültig. Sie wollen es sowieso den Sowjets für die Zukunft überlassen und sind daher nicht gewillt, für den grösseren Ruhm der Sowjetunion das kostbare Blut amerikanischer Bürger dahinzugeben. So lange es galt, ziemlich gefahrlos ihrem Geschäftsimperialismus in Afrika neue Pfründen zu erschliessen und den Engländern die besten Brocken wegzuschnappen, waren sie mit von der Partie, und auch bei dem an den grossen kriegerischen Ereignissen gemessen kleinen Sizilienunternehmen beteiligten sie sich, zumal es der Sicherung ihrer neuen afrikanischen Erwerbungen diente. Ausserdem musste ja Stalin, der nun seit zwei Jahren die Kastanien aus dem Feuer holt, wenigstens der Schein einer britisch-amerikanischen Hilfe geboten werden. Der Tyrann im Kreml quittierte allerdings diese Hilfe mit der beissend spöttischen Bemerkung vom «Flohbiss auf Sizilien» und rief brück seinen Washingtoner Botschafter Litwinow, der als Mann der zweiten Front gilt, ausgerechnet im Augenblick der Konferenz von Quebec ab. Sicher nicht zuletzt, um einen Druck auf seine Bundesgenossen auszuüben.

Für die Amerikaner spielt noch ein anderer Gesichtspunkt eine vielleicht ausschlaggebende Rolle. Lassen sie sich jetzt auf eine grosse, nach jeder Voraussicht längere Zeit, vielleicht Jahre erfordernden Schlacht im Westen Europas ein, so sind sie auf weite Sicht gebunden. Diese Schlacht würde, darüber gibt man sich auch im Feindlager keinen Illusionen hin, das ganze Aufgebot der Feindkräfte und einen unermesslichen Nachschub einspannen und damit auch weit erheblichere Mengen an Handels- und Kriegsschifftonnage festlegen, als die peripherischen Unternehmungen in Afrika und Sizilien. Das wiederum würde bedeuten, dass die Amerikaner in Ostasien in absehbarer Zeit keine entscheidende Offensive unternehmen könnten. Doch die amerikanische Öffentlichkeit fordert stürmisch ein energischeres Vorgehen gegen Japan. Europa ist ihr relativ gleichgültig. Es genügt ihr, durch den Bombenterror möglichst viel Industrie- und Wohnraum in Europa zu zertrümmern, um für die Zeit nach dem Kriege einen lästigen Wirtschaftskonkurrenten auszuschalten. Das eigentliche amerikanische Geschäft und der Schlüssel zur amerikanischen Sicherheit liegen im pazifischen Raum. Der amerikanische Bürger wurde hier auch das Opfer der amerikanischen Nachrichtenpolitik, die die kleinen Inselerfolge des «Nationalhelden» Mac Arthur unverhältnismässig vergrössert. Die amerikanische Öffentlichkeit wiegt sich offenbar im Optimismus eines möglichen Sieges gegen den japanischen Feind, obwohl die Auswirkungen eines Jahres amerikanischen Anstürmens gegen den japanischen Festungsgürtel im Korallenmeer — man braucht sie nur einmal auf der Karte zu vergleichen — geradezu lächerlich gering anmuten. Roosevelt ist in gewissem Masse gezwungen, auf die amerikanische Volksstimmung Rücksicht zu nehmen: die Neuwahlen stehen vor der Tür. Jedes Risiko einer verlustreichen, langwierigen Schlacht in Europa könnte die Aussichten seiner Wiederwahl in Frage stellen.

In der Konferenz von Casablanca war die Formel aufgestellt worden, zunächst Europa zu schlagen und sich dann Japan zuzuwenden. Es mag dahingestellt bleiben, wie weit die Amerikaner diese Formel damals ehrlich meinten, oder wie weit sie nur eine Beruhigungspille für den drohenden Stalin abgeben und ihn zu immer neuen Opfern verleiten sollte. Hätte Stalins Sommeroffensive Erfolg, wäre die deutsche Ostfront durchstossen und die deutsche Kampfkraft erschüttert, dann hätten sich Roosevelt und Churchill sicher rasch entschlossen, in einem dann billigen Waffengang im Westen Europas ihr Versprechen einzulösen, d. h. sich schnell noch einige Faustpfänder gegen den früher oder später zum Kanal drängenden Stalin zu sichern. So jedoch wurde die Rechnung von Casablanca völ-

„Ober-Schnüffel-Kriegstouristen"

Fünf amerikanische Senatoren in englischer Beleuchtung

Der Besuch von fünf amerikanischen Senatoren in England im Auftrage des Truman-Ausschusses, die die alliierte Militärverwaltung inspizierten, hat nicht überall in England ein freundliches Echo gefunden. «News Review» nennt sie «Ober-Schnüffel-Kriegstouristen», die keineswegs auf eine Einladung der britischen Regierung nach England kamen, sondern eines Morgens aus heiterem Himmel mit ihrer «fliegenden Festung» auf einem englischen Flugplatz landeten. Aus eigener Machtvollkommenheit steckten sie ihre Nasen überall hinein und stellten eine Menge von Fragen, um nach ihrer Rückkehr nach USA dem amerikanischen Kongress darüber Bericht zu erstatten, wie das riesige Leih- und Pachtmaterial Verwendung fand, das Washington im Werte von über 11 Milliarden Dollar bisher nach Europa schickte.

Die englische Wochenschrift stellt auf Grund besonderer Informationen fest, dass die USA-Senatoren ausserdem besonderes Interesse für Lieferungsverträge, Transportfragen, Kriegskostenerwägungen und Nachkriegsprobleme hatten. Dabei hätten sie manche Neuigkeit erfahren und auch viele derbe Wahrheiten einstecken müssen, namentlich von USA-Soldaten, die ihnen unmissverständlich erklärten, dass sie nichts mehr vom New Deal hören wollten, wenn sie wieder nach Hause kämen. Sie forderten eine neue Wirtschaftsordnung.

Es ist nicht ohne Reiz, dass die fünf Yankees nach Beendigung ihrer Spionagetätigkeit in England auch von Mr. Churchill empfangen wurden. Bei diesem Anlass habe sich der Demokrat Chandler alle Mühe gegeben, aus dem englischen Ministerpräsidenten herauszubekommen, ob er in den Japanern immer noch die «Feinde erster Ordnung» erblicke. Der alte Fuchs sei aber darauf nicht eingegangen und allen Fragen ausgewichen. Auch eine Pressenkonferenz habe man in London zusammengetrommelt, doch wäre dabei wenig herausgekommen, da die fünf «Oberschnüffler» von vornherein erklärten, nicht über den Atlantik geflogen zu sein, um Reden zu halten, sondern um selbst etwas zu erfahren.

Der einzige amerikanische Senator, der sich zu einer kurzen Ansprache verführen liess, war Mr. Brewster, der sich für den zivilen Luftverkehr und die Bereitstellung von Flugplätzen für die amerikanischen Verkehrslinien nach Kriegsende interessierte. Er meinte auch, dass er und seine Kollegen sich mit Rücksicht auf diese Probleme besonders Nordafrika ansehen würden, denn die Öffentlichkeit in USA wünsche über diese Fragen gern etwas zu erfahren.

Durchbruchsversuch bei Orel scheiterte

Am Mius den Sowjets in die Flanke gestossen — Bei Charkow 100 Panzer erledigt

Aus dem Führerhauptquartier, 27. August. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Bei den Kämpfen an der Mius-Front erzielten deutsche Truppen einen erneuten Abwehrerfolg. Eine starke deutsche Kampfgruppe stiess dem angreifenden Feind in die Flanke, warf ihn mit hohen Verlusten zurück und brachte Gefangene und Beute ein.

Bei Isjum wurden in verschiedenen Frontabschnitten Angriffe der Sowjets abgewiesen und feindliche Einbrüche im Gegenstoss beseitigt.

Im Kampfgebiet um Charkow griffen die Bolschewisten nach Artillerievorbereitung mit Panzern und Schlachtfliegern südlich und westlich der Stadt an. In erfolgreichen Abwehrkämpfen wurden die Angriffe unter hohen Verlusten für den Feind abgewiesen, der dabei über 100 Panzer verlor.

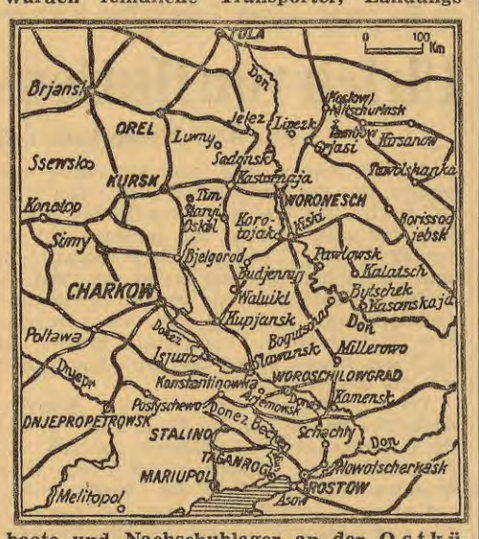
Im Raum südwestlich und westlich Orel traten die Sowjets gestern zu einem erwarteten Angriff an. Trotz ungewöhnlich starkem Luftwaffeneinsatz gelang es ihnen nicht, den beabsichtigten Durchbruch zu erzielen. Der Feind erlitt schwere Menschen- und Materialverluste.

Während der Kämpfe des gestrigen Tages verloren die Sowjets insgesamt 218 Panzer.

Im hohen Norden schlugen deutsche Jagd- und Zerstörerflugzeuge Luftangriffe des Feindes gegen ein deutsches Geleit ab und vernichtete ohne eigene Verluste 26 von 50 angreifenden Sowjetflugzeugen. Damit haben sich die Fliegerverbände unter Führung des Generalmajors Roth bei der Sicherung des Nachschubs zur See an der Eismeerfront erneut bewährt.

Im Finnischen Meerbusen schossen Kleinfahrzeuge der Kriegsmarine, die seit Monaten im Sicherungs- und Überwachungsdienst eingesetzt sind, aus einem angreifenden bolschewistischen Bomberverband drei Flugzeuge ab.

Durch schnelle deutsche Kampfflugzeuge wurden feindliche Transporter, Landungsboote und Nachschublager an der Ostküste Siziliens mit guter Wirkung bombardiert.



In Süditalien schossen deutsche Luftverteidigungskräfte gestern sechs feindliche Flugzeuge ab.

Bei den schweren Kämpfen im Raum um Charkow hat sich die SS-Panzergrenadierdivision «Das Reich» in Angriff und Abwehr besonderen Ruhm erworben. Die Division schoss allein innerhalb 35 Kampftagen 1000 feindliche Panzer ab. Ebenso zeichnete sich in den Kämpfen von Isjum die Sturmgeschützabteilung 236 besonders aus.

Zollunion Chile — Argentinien geplant

Drei bedeutsame Abkommen in Buenos Aires unterzeichnet

Buenos Aires, 28. August. Der chilenische Aussenminister Fernandez und argentinische Aussenminister Storni unterzeichneten in Buenos Aires in feierlicher Form drei für die beiden von ihnen vertretenen Staaten bedeutsame Abkommen.

Im ersten Vertrage wird erstmalig in der Geschichte Amerikas das Prinzip der Zollunion zwischen zwei souveränen Staaten aufgestellt. Beide Regierungen sind entschlossen, diese enge Bindung sobald wie möglich durchzuführen. Die entsprechenden Ausschüsse Argentiniens und Chiles sollen bis zum Jahresende ihre Arbeiten abschliessen. Dann werden die Kommissionen gemeinsam tagen, um innerhalb von weiteren vier Wochen die genauen Einzelheiten festzulegen. Demnach dürften am 30. Januar 1944 die Grundlagen für die Zollunion zwischen Chile und Argentinien endgültig festgelegt sein.

Der zweite Vertrag regelt Verkehrsfragen zwischen beiden Ländern. Er sieht den Ausbau bereits bestehender und die Schaffung neuer Strassen und Verbindungsmöglichkeiten vor.

Im dritten Abkommen wird der Bau eines Landstrassentunnels durch die Anden zwischen Mendoza und Chile vorgeschlagen, damit der Verkehr unabhängig von Wirtschafts- und Witterungseinflüssen das ganze Jahr hindurch aufrechterhalten werden kann, was bisher in den Wintermonaten unmöglich war.

Die kanadische Beute

Stockholm, 28. August. Roosevelt stattete am Mittwoch Ottawa, der Hauptstadt des britischen Dominions Kanada, einen Besuch ab. Er wurde vom Oberbürgermeister mit einer Ansprache bewillkommnet, in der dieser sagte: «Wir sind fest davon überzeugt, dass in einem weiteren engen Zusammenschluss zwischen dem britischen Commenwealth und den USA die sicherste Garantie für die Förderung der Wohlfahrt der Menschheit liegt.»

Der Anfang mit diesem engen Zusammenschluss dürfte wohl bei Kanada gemacht werden, das ja schon lange die Begehrlichkeit der Yankees reizt.

lig durchkreuzt. Der deutsche Soldat im Osten darf mit Stolz sagen, dass er es war, der sie durchkreuzte. Die Herren in London und Washington stehen heute wiederum vor der alten Schicksalsfrage: «Erst Europa und dann Ostasien oder umgekehrt?» Inzwischen verging nun ein ganzes Jahr. Es brachte einen furchtbaren Aderlass für die Sowjetunion, die totale Kräftemobilisierung Deutschlands und den Ausbau der japanischen Stellung auf militärischem und politischem Gebiet. Eine weitere Vierteloffensive, wie sie Mac Arthur führt, würde die japanische Stellung, um die es den Plutokraten in New York vor allem geht, unangreifbar machen.

Roosevelts Billigung der Parole «Erst Europa und dann Ostasien» in Casablanca war vielleicht insoweit ehrlich gemeint, als der amerikanische Rüstungsapparat damals noch nicht soweit war, um überhaupt zu einer Offensive grossen Stiles in Ostasien auszuholen. Roosevelt konnte deshalb mit ruhigem Gewissen den nur kleinere Kräfte in Anspruch nehmenden Aktionen in Marokko, Tunis und Sizilien zustimmen. Auch amerikanisch-britische Zwiespältigkeiten belasten das Problem. Die Amerikaner verlangen nicht mehr und nicht weniger, als dass ihnen nun auch die Engländer dazu verhelfen, die verlorenen Positionen in Ostasien zurückzugewinnen, weil sie sich allein zu schwach fühlen. England aber hat wiederum keine Lust, die Kastanien für die Yankees aus dem Feuer zu holen, während im Osten Europas die Entscheidung auch gegen England fällt.

Das ist der Hintergrund, auf dem sich die Besprechungen von Quebec abspielten. Eine ganze Flut von britischen Pressestimmen lässt ihrer Enttäuschung freien Lauf, dass es auch diesmal nicht gelang, Stalin an den Verhandlungstisch zu bringen. Stalin aber wäre nur gekommen, wenn er nicht das Versprechen einer zweiten Front, sondern die zweite Front selbst bekommen hätte. Die «Daily Mail» bedauert den ergebnislosen Ausgang der Konferenz und meint, das englische Volk sei wegen des Fehlens der Sowjetunion beunruhigt. Churchill gingen zahlreiche Telegramme aus England zu, in denen sofort die Errichtung einer zweiten Front in Westeuropa dringend gefordert wird. Die Gewerkschaften laufen im Auftrag der Kommunisten Sturm gegen Churchill, um ihn unter Druck zu setzen.

Europa oder Ostasien, das war die Frage von Quebec. Wie die Entscheidung fiel, wird die Zukunft weisen, denn die Beteiligten werden in dem Kommuniquee ihre Pläne nicht vollständig enthüllen. Es hat den Anschein, als habe man sich — das Kommuniquee weist ausdrücklich daraufhin — für einen energischeren Einsatz im Fernen Osten entschlossen. Das Reuterbüro meint, die Übertragung des Oberbefehls über die anglo-amerikanischen Streitkräfte in Südostasien an Lord Mountbatton sei «die erste dramatische Folgeerscheinung der Quebecer Konferenz». Sie stelle eine grosse Überraschung (!) dar, die alle Propheten in Bestürzung versetzte. Die amerikanische United-Press-Agentur fügt ergänzend hinzu, Mountbattons Ernennung werde als Verwirklichung der Churchillerklärung angesehen, dass Grossbritannien sich verpflichte, mit allen Kräften am Kriege im Pazifik teilzunehmen. Andererseits wird die amtliche Erklärung von Quebec in Tschungking durchaus nicht mit Enthusiasmus aufgenommen. Der Sprecher der Tschungkinger Regierung, die, wie Moskau, ein bitteres Lied von nichterfüllten Versprechungen zu singen weiss und völlig isoliert am Rande des Abgrundes steht, gab zu, dass er die Quebecer Erklärung «nur mit Reserve» betrachten könne. Ihm sei klar, dass der Kampf gegen Deutschland weiterhin Kräfte binde, ohne die ein Angriff im Pazifik undenkbar sei. Nur die gesamten englisch-amerikanischen Streitkräfte könnten etwas gegen Japan ausrichten. Die Wahl des frankokanadischen Quebec als Verhandlungssort sowie die Anerkennung des französischen Befreiungsausschusses, wenn auch nur als autonomer Verwaltungsinstitution, werden von manchen wiederum so gedeutet, als solle für den Fall einer Invasion in Westeuropa im französischen Volk eine günstige Resonanz geschaffen werden.

Es ist auch durchaus möglich — der Hinweis auf neue Konferenzen in kürzeren Abständen als bisher spricht dafür — dass angesichts des unlösbaren Dilemmas noch keine grundlegende Entscheidung fiel, und dass man wieder, diesmal im Fernen Osten, Ausweichmassnahmen beschloss, ähnlich wie in Casablanca die Landung an der europäischen Peripherie. Immer stärker erweist sich die ungewöhnliche Bedeutung des deutsch-japanischen Bündnisses. Es zwingt unsere Gegner zu Entscheidungen an zwei riesigen Fronten, von denen jede getrennt den Einsatz der gesamten Feindkräfte erfordert. Nach Stalingrad rechneten sich unsere Gegner eine Chance aus: auf dem Wege einer Zertrümmerung der deutschen Ostfront durch ein äusserstes sowjetisches Kräfteaufgebot und auf dem Wege einer moralischen Zermürbung durch Bombenterror und Nervenkrieg den deutschen Gegner auszuschalten und sich dann auf Japan zu stürzen. Diese Chance, wenn sie je eine war, ging unwiderbringlich dahin. Die Gegner sehen sich immer noch den zwei gewaltigen Feindfronten gegenüber. Sie stehen drängender denn je vor der Notwendigkeit, sich zu zersplittern und dadurch den Gesamterfolg zu gefährden oder einen an sich auch noch mehr als unsicheren riesigen Blut- und Materialeinsatz auf einer Front zu riskieren, was die Aussicht, die andere feindliche Front später zu zertrümmern, noch unwahrscheinlicher machen würde.

Wir wollen nicht orakeln, zu welcher Entscheidung sich unsere Gegner aufraffen werden. Wir sind jedenfalls an allen Punkten der Festung Europa bereit, sie würdig zu empfangen. Vieles deutet daraufhin, dass sie zunächst ihre letzte Hoffnung immer noch auf den Nervenkrieg setzen. Roosevelt gab Pressevertretern gegenüber in Quebec die bemerkenswerte Erklärung ab, dass die bewaffneten Streitkräfte allein den Krieg nicht gewinnen könnten. Damit wies er sichtlich auf den «Propagandakrieg» hin, der als «Propagandakrieg ohnegleichen» gegen das deutsche Volk gestartet werden soll. Auch hier werden unsere Feinde auf Granit beissen. Das deutsche Volk weiss, worum es in diesem Kampfe geht, und der Bombenterror wird eines Tages furchtbar auf unsere Gegner zurückfallen.

Jugendheime in luftgefährdeten Gebieten

Jeder berufstätige Jugendliche erhält ein Mindestmass an fachlicher Ausbildung

Die Eltern in den luftgefährdeten Gebieten stehen heute vor der Entscheidung, ihre Kinder mit den geschlossenen Schulklassen bezw. Schulen fortgeben zu müssen. Diese Massnahme ist im Interesse der Kinder unbedingt erforderlich, und sie findet im allgemeinen das Verständnis, das sie verdient. Selbstverständlich werden davon auch die Schüler und Schülerinnen der höheren Klassen betroffen, deren Altesgenossen vielfach schon im beruflichen Leben stehen. Hier muss nun insofern eine Scheidung eintreten, als diese Jugendlichen, die sich in einer Berufausbildung befinden, den Ort ihrer Arbeit bezw. ihrer Lehre nicht verlassen dürfen. Sie müssen auf ihren Arbeitsplatz bezw. in ihrer Lehrstelle verbleiben, damit das Ziel der Berufsausbildung nicht gefährdet wird und damit die wirtschaftlichen Werte, die diese Jugendlichen heute in Kriegszeiten schaffen, nicht verloren gehen. Für viele Eltern ergibt sich daraus die Notwendigkeit, sich während dieser entscheidenden Monate des Krieges von ihren Kindern zu trennen. Die Fälle werden in jeder Familie anders gelagert sein, und oft wird für die Eltern oder für die Mütter die Entscheidung schwer sein, ob sie mit den kleineren Kindern nach auswärts gehen oder bei den grösseren, die sich in der Berufsausbildung befinden, bleiben sollen.

Es sind indessen Massnahmen getroffen worden, damit die Eltern ihre in der Berufsausbildung befindlichen Kinder, wenn es erforderlich ist, auch allein zurücklassen können, ohne dass sie sich deswegen Sorgen machen müssen. Insbesondere ist sichergestellt, dass diese Jugendlichen in Jugendwohnheime zusammengefasst und betreut werden. Diese Jugendwohnheime, die unter der Leitung von besonders erfahrenen und im Kriege bewährten HJ-Führern stehen, bieten die Gewähr dafür, dass die Jugendlichen, die zeitweise das Elternhaus entbehren müssen, in Bezug auf ihre Versorgung alles haben, dessen sie bedürfen. Darüber hinaus sind in den Betrieben Bemühungen im Gange, um den Jugendlichen, die im Lehr- oder Anlerneverhältnis stehen, jetzt im Kriege eine möglichst geschlossene Erziehung zu sichern. Man verspricht sich davon einen günstigen Einfluss auf die Arbeitshaltung und die Arbeitsdisziplin der Jugendlichen. In diesem Sinne haben Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Reichsjugendführer Axmann den Betrieben eine Vereinbarung zur Betreuung und Anleitung berufstätiger Jugendlicher zur Durchführung empfohlen. Der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz unterstützt durch einen Erlass vom 13. Juli 1943 die Bemühungen des Jugendamtes der Deutschen Arbeitsfront, die darauf hinauslaufen, dass jeder berufstätfgige Jugendliche, also auch derjenige, der nicht im Lehr- oder Anlerneverhältnis steht, ein Mindestmass von Berufserziehung und fachlicher Ausbildung erhält. Das Ziel ist selbstverständlich, dass es sogenannte Ungelernte künftig einmal nicht mehr gibt, sondern dass möglichst jeder Jugendliche, der irgendwie die Eignung dafür aufbringt, etwas Vernünftiges lernt. Wir alle wissen, dass die deutsche Wirtschaft in Zukunft jede Arbeitskraft dringend braucht, und dass die schaffenden Deutschen gar nicht gründlich genug ausgebildet werden können. Die besondere Lage, die sich jetzt im Kriege häufig ergibt, wird dazu führen, die Jugendlichen schärfer zusammenzufassen und dadurch auch dem Ziele der Berufausbildung dienen.

Schutz der Schulkinder vor Bombenmord

Ein Besuch in der KLV-Zentrale der Reichsjugendführung

Bei den in der Durchführung begriffenen Massnahmen zum Schutze der abkömmlichen Frauen, Kinder und Greise vor dem Bombenmord, haben die Beauftragten des Reichsleiters Baldur von Schirach und des Reichsjugendführers Axmann für die Erweiterte Kinderlandverschickung das besonders wichtige Teilgebiet der Sicherstellung jener zahllosen Schulkinder zu bearbeiten, die klassenweise aus den luftbedrohten Gebieten verlegt werden. Gelegentlich eines Besuchs in der KLV-Zentrale der Reichsjugendführung wurden uns hierzu aus dem Munde der verantwortlichen Männer, deren hohe Tapferkeitsauszeichnungen ihre Frontbewährung in diesem Kriege beweisen, Einzelheiten mitgeteilt. Danach werden hier die guten und reichen Erfahrungen genutzt, die mit der in ihrem hohen Wert von Eltern und Jugendlichen immer wieder anerkannten Erweiterten Kinderlandverschikkung während des Krieges bereits gemacht wurden. Allerdings waren es bisher erst insgesamt rund 600 000 Schulkinder, die von dieser auf Befehl des Führers zur Erholung und Kräftigung der deutschen Schuljugend neu geschaffenen Institution übernommen werden konnten.

Die nun erforderliche sofortige Herausführung eines Vielfachen dieser Zahl wirft einige praktische Fragen auf, wie sie in der Bau- und Produktionslage, Verkehrs- und Raumfrage jedermann verständlich sein werden. Die Notwendigkeit aber, Leben und Gesundheit der Schuljugend zu schützen, gebietet, lieber Übergangsschwierigkeiten in Kauf zu nehmen, als die Verlegung der Schulen länger als unbedingt nötig zu verschieben. Für den so jäh erwachsenden gewaltigen Bedarf werden alle noch vorhandenen geeigneten Unterbringungsmöglichkeiten herangezogen, ländliche Gasthöfe, Jugendherbergen, ausgebaute Gutshäuser und Schlösser, Zollhäuser an den ehemaligen Reichsgrenzen usw., auch wenn die Räume zunächst primitiv sind. Wo die gemeinsame Unterkunft nicht möglich ist, werden die Jugendlichen in Familienpflegestellen kommen, trotzdem aber während des Tages die sorgsame Lagerbetreuung erhalten.

Für die Gestaltung der Unterkünfte hat die Reichsjugendführung, unbeschadet der weiter laufenden Produktion, zunächst einmal ihre Vorratslager an Betten, Bettwäsche, Ausstattung und Gerät mobil gemacht, in erster Linie allerdings für die bombengeschädigten Kinder, deren Eltern selbst nichts mehr besitzen. Da man im Kriege nicht einfach jeden gewünschten Bedarf fabrizieren lassen kann, sollen die anderen Bettzeug, möglichst auch eine Wolldecke, Gebrauchswäsche und Geschirr selbst beisteuern, das damit ja gleichzeitig vor der Zerstörung in der luftbedrohten Heimat bewahrt wird. Im übrigen sorgt erfahrungsgemäss die dem Lagerleben immer sehr positiv gegenüberstehende Jugend selbst für zusätzlich Lagergestaltung. Nach wie vor wird jedes KLV-Lager unter ärztlicher Kontrolle stehen und seine gesundheitlichen Einrichtungen haben. Schon bisher löste der gute KLV-Gesundheitszustand mit nur 4% Erkrankungen der Gesamtbelegschaft bei den Eltern Befriedigung aus. Das gleiche gilt von der auf den jugendlichen Körper abgestellten kräftigen Verpflegung. Die schulischen Leistungen sind im Lager im allgemeinen bessere als in der heimischen Schule möglich, weil der Lehrer ja im Lager die Kinder praktisch den ganzen Tag betreut. Die Eltern werden, gegebenenfalls brieflich, Gelegenheit haben, sich regelmässig vom Wohlergehen der Jugendlichen zu überzeugen. An sie ergeht der Appell, mit Verständnis und in Disziplin zu erkennen, dass unter den Kriegserschwerungen bei dem bisher einmaligen Ausmass der Schulenverlegung Übergangs- und Umstellungsschwierigkeiten für eine gewisse Zeit auftreten können. Es dient der Überwindung dieser Schwierigkeiten, wenn die Eltern sich bei Herausführung der Kinder auf zwei Wege beschränken: Verwandtenverschickung oder KLV-Lager und wenn sie von anderer Inanspruchnahme der Quartiere, die ja auch ohne ausdrückliche Beschlagnahme schon überall in die Planung einbezogen worden sind, absehen. Vor allem mögen sie bedenken, dass das flache Land naturgemäss nicht die Einrichtungen der Grossstadt bieten kann, dass ja aber die Schulen-Verlegung auch keine Massnahme friedlicher Bequemlichkeit sein soll, sondern vielmehr die Fahrt in die Sicherheit für Leib und Leben. Wenn auch der Komfort im Einzelfall zunächst einmal leidet: Die Sicherheit hat den Vorrang.

Der Aperitif und seine gefährlichen Folgen

Verblüffende Wirkungen der Alkohol-Rationierung im Weinland Frankreich

Jeder, der einmal in Frankreich war, kennt die Gewohnheit des Aperitiftrinkens, die alle Schichten des Volkes gleichermassen erfasst hat. Der Arbeiter trinkt seinen Aperitif am «Zinc», d. h. an der Theke des kleinen bistro an der Ecke seiner Strasse, der Händler und Börsianer in den Kaffees und kleinen Schänken rund um die Börse, die Müssiggänger sitzen auf den Terrassen der grossen Cafés auf den Boulevards und den Champs-Elysées, und die «grosse Welt» trifft sich zur Aperitifstunde in den eleganten kleinen Bars, die diskret versteckt in stillen Seitenstrassen oder am Ende eines langen Ganges in den grossen Hotels liegen.

Namhafte Ärzte haben auf die Gefahren des Alkoholismus immer wieder hingewiesen. Nicht gering ist selbst die Zahl derer, die einen grossen Teil der Schuld an der Niederlage Frankreichs im Jahre 1940 eben jenem Alkoholismus des ganzen Volkes zuschreiben. Diese Erwägungen mussten jedoch so lange Theorie bleiben, als sie nicht durch eine systematische «Ernüchterung» ihre Richtigkeit beweisen konnten. Da kam ihnen der Krieg zu Hilfe. Erst langsam, dann immer schneller nahmen die alkoholischen Vorräte Frankreichs ab. Und Ende des Jahres 1941 gab die Regierung strenge Vorschriften über den Ausschank und Verkauf von Alkohol heraus, die den Zweck verfolgten, die nötige Alkoholmenge für industrielle Zwecke sicherzustellen, den Wucher zu vermeiden und eine bis zu einem gewissen Grade gleichmässige Verteilung der Vorräte zu gewährleisten. Nur drei Tage in der Woche und an diesen auch nur zu ganz bestimmten Stunden, dürfen seitdem alkoholische Getränke ausgeschänkt werden, deren Alkoholprozentsatz gesenkt wurde. Was aber vielleicht noch schärfer in die Volksgewohnheiten eingriff, war die Massnahme, dass der offene Landwein, der bisher bei den Mahlzeiten in keinem französischen Haushalt auf dem Tische fehlte, nun nur noch auf Karten abgegeben wurde, und zwar in der für französische Verhältnisse äusserst geringen Menge von einem Liter pro Person und Woche. Auch in den Gaststätten wurde sein Ausschank eingeschränkt.

So schmerzlich diese Bestimmungen von allen Franzosen empfunden werden, so günstig wirken sie sich für die Volksgesundheit aus, wie jetzt die ersten vorliegenden Statistiken beweisen. Am 30. November 1941 wurde durch das Gesundheitsministerium das «Nationale Hygieneinstitut» geschaffen. Diesem Institut verdanken wir die ersten Ziffern über die Auswirkung des Alkoholismus auf dem Gebiet der Geisteskrankheiten und der Kriminalität. Zahlen, die einen geradezu verblüffenden Rückgang aufweisen, seit der Alkoholismus kraft gesetzlicher Bestimmungen oder einfach «mangels Masse» rigoros eingeschränkt wurde. War die Ziffer der wegen Säuferwahnsinn in die Irrenhäuser Eingelieferten von rund 3000 jährlich im Jahre 1936 auf annähernd 4000 im Jahre 1939 angestiegen, so sank sie bereits 1940 auf 2562, 1941 auf 2142 und ging im Jahre 1942 — als sich also die am Ende des Vorjahres getroffenen gesetzlichen Massnahmen auszuwirken begannen — auf 796 zurück! Die Zahl der aus den verschiedensten Gründen in Heilanstalten eingelieferten Geisteskranken, die zu Beginn des Krieges 1939 auf 32 300 jährlich hinaufgeschnellt war, sank 1940 auf 30 356, 1941 auf 22 482 und erreichte 1942 einen nie gekannten Tiefstand mit 18 277 neu eingelieferten Geisteskranken im Jahr.

Diese für sich sprechenden Zahlen lassen bei manchen einsichtigen Franzosen den Wunsch aufkommen, dass die Regierung auch nach dem Kriege gewisse Einschränkungen im Alkoholgenuss beibehalten möge. Vorerst aber trauern die weitaus meisten noch ihrem regelmässigen Aperitif und dem pinard nach, und gewissenlose Elemente haben sich nicht gescheut, dieser Sehnsucht durch die gewagtesten Mixturen entgegenzukommen und ihrem Geldbeutel durch die unverschämten Preise für die angebliche «Vorkriegsqualität» ihrer Erzeugnisse aufzuhelfen. Auch hier hat es schon «Opfer des Alkohols» gegeben, doch diese sind in Zukunft durch eine unnachsichtige Bestrafung der «Giftmischer» zu vermeiden.

Ulrich von Huttens nationale Sendung

Zur 420. Wiederkehr seines Todestages am 29. August

Am 29. August d. J. sind 420 Jahre vergangen, seit der Reichsritter Ulrich von Hutten starb. Als ein leidenschaftlicher, ehrlicher und edler Streiter für deutsche Art gegen entartetes römisches Priestertum, für eine starke Reichseinheit gegen das Deutschlands Kraft untergrabende zersplitternde Landesfürstentum und für ein von hartem Frondienst befreites Bauerntum wusste er die Feder ebenso scharf und wirksam zu führen wie das Schwert.

Der Sprössling eines alten Adelsgeschlechtes wurde am 21. April 1488 auf der Burg Steckelberg in Hessen geboren, ein Zeitgenosse und Mitstreiter der Humanisten Erasmus und Reuchlin, der Reformatoren Luther und Zwingli, der Forscher Kopernikus und Paracelsus, der gleichstrebenden Vertreter des Rittertums Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen. Von einem harten Vater wider seinen Willen zum Mönch bestimmt, entlief er dem klösterlichen Zwang in Fulda, studierte, war aber aus Mangel an Mitteln bald genötigt, Kriegsdienste zu nehmen. Sein Hass gegen Geistesknechung und Barbarei, sein humanistischer Gemeinsinn und sein deutsches Empfinden führen in den zusammen mit Crotus Rubianus verfassten «Dunkelmännerbriefen» seine Feder. 1515 wurde er in Augsburg von Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt. Bald trat die Persönlichkeit Luthers bestimmend in seinen Gesichtskreis. Mit dem ganzen Feuer seines Geistes und seinem ungestümen Tatendrang warb Hutten für die Reformation. Sein Wahlspruch «Ich hab's gewagt» steht über seinem Leben wie über seinen Schriften. Die Nachstellungen seiner päpstlichen Feinde trieben ihn zu seinem treuen Freunde Franz von Sickingen, der ihm auf der Ebernburg, der «Herberge der Gerechtigkeit», Schutz gewährte. Beide holten zu einem mächtigen Schlage aus, der, um die kirchlichen und politischen Verhältnisse Deutschlands grundlegend umzugestalten, Rom und die deutsche Fürstenmacht zugleich treffen sollte. Trotz anfänglicher Erfolge missglückte der Schlag. Sickingen erlag der Übermacht seiner Gegner, und Hutten, geächtet und von seinen Feinden gehetzt, flüchtete nach Basel zu dem Humanisten Erasmus. Doch der alte mattherzige Erasmus wagte es nicht, sich zu Hutten bekennen. Unter dem Schutz eines Geistesverwandten, des Schweizer Reformators Zwingli, fand er schliesslich eine Zuflucht auf der Insel Ufnau im Züricher See, wo er am 29. August 1523 an unheilbarer Krankheit einsam und verlassen starb.

Seine kulturelle, nationalpolitische und aktiv kämpferische Wirksamkeit hatte die Beseitigung der Hemmnisse und die Schaffung der Grundlagen zum Ziel, die der Bildung eines machtvollen deutschen Nationalstaates dienen sollten. Die Grösse Huttens offenbart sich darin, dass seine Gedanken, geklärt und geläutert, noch bis in die Gegenwart, 420 Jahre nach seinem Tode, hinein nachwirken.

Soldatenehrentafel

Eichenlaub für Regimentskommandeur der SS-Totenkopf-Division

Der Führer verlieh dem SS-Obersturmbannführer Otto Baum, Kommandeur des SS-Panzergrenadierregiments «Totenkopf» als 277. Soldaten der Deutschen Wehrmacht das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

*

Der Führer verlieh am 24. August das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Generalleutnant Hans Gollnick, Kommandeur einer Panzer-Grenadier-Division, als 282. Soldaten;

Major Alfred Eidel, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment als 283. Soldaten der Deutschen Wehrmacht.

Vier neue Ritterkreuzträger

Der Führer verlieh das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an:

Oberst Josef Elbl, Kommandeur eines Grenadierregiments;

Hauptmann Hansjörg Hauser, Bataillonskommandeur in einem Panzergrenadierregiment;

Hauptmann Albert Knopp, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment.

Oberfeldwebel Rudolf Trenkel, Flugzeugführer in einem Jagdgeschwader.

Südlich des Ilmensee...

Das Deutsche Kreuz in Gold wurde verliehen an folgende Ilmensee-Kämpfer:

Oberstleutnant i. G. Heinz-Friedrich Rüden,
Ia einer Infanterie-Division

Hauptmann Klaus Kleeberg,
Bataillons-Kommandeur in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Willi Hanke,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Oberfeldwebel Ludwig Joa,
in einem Grenadier-Regiment

Feldwebel Willi Siegert,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Zwei Ritterkreuzträger in einer Kompanie

Eine schlesische Jäger-Division, die seit langem in dem schwierigen Sumpfgelände bei Staraja Russa südlich des Ilmensee eingesetzt ist, konnte in der Zeit vom 18. bis 22. August bei dem seit langem erwarteten Angriff, der vor ihrem Abschnitt mit Schwerpunkt entbrannte, 71 feindliche Panzer vernichten. Hiervon schossen allein die inzwischen mit dem Ritterkreuz ausgezeichneten Obergefreiten Wagner und Gefreiter Rahlenbeck, beide Angehörige der gleichen Kompanie, 21 Panzer ab. Während Wagner trotz schwerer Verwundung die Panzer mit seiner Pak erledigte, schoss Rahlenbeck 11 feindliche Panzer aus einem zerstörten T 34, der in der HKL lag, ab. Der erfolgreiche Panzerschütze, der ohne Zieleinrichtung durch das Rohr die Panzer anvisieren musste, wurde bei den schweren Abwehrkämpfen von den in der Nähe liegenden Jägern bestens unterstützt, die ungeachtet des heftigen Feuers aus bereits abgeschossenen T 34 die Munition heranschleppten.

Eine Kompanie gegen drei Bataillone

In der fünften Schlacht um Staraja Russa war auch eine rheinisch-westfälische Division eingesetzt. Eine einzige Kompanie der Division wehrte in den harten Abwehrkämpfen nacheinander die Angriffe von zwei Regimentern und drei Bataillonen, die in ihrem Schwerpunkt auf die Stellung dieser einen Kompanie gerichtet waren, ab. Die Angriffe des Feindes brachen unter schwersten Verlusten zusammen.

Musiker schoss Feindflugzeug ab

Berlin, 28. August. Im Kampf gegen feindliche Flugzeuge haben sich unsere Grenadiere wiederholt bewährt. Auch bei den sowjetischen Luftangriffen im Orelbogen brachten sie mehrfach mit Infanteriewaffen feindliche Flugzeuge zum Absturz.

Hierbei gelang es dem Obergefreiten Meleth, einem Angehörigen des Musikkorps eines Grenadier-Regiments, mit seinem Karabiner ein sowjetisches Jagdflugzeug abzuschiessen, während die Obergefreiten Henrich und Beier, mit ihren Maschinengewehren ein weiteres Jagdflugzeug der Bolschewisten zum Absturz brachten.

Truppen des Heeres haben damit seit Beginn des Ostfeldzuges bis zum 10. August insgesamt 3778 Flugzeuge mit Infanteriewaffen abgeschossen, davon in den letzten zehn Tagen allein 49.

324 000 Verkehrsunfälle durch Militärpersonen in England!

Lissabon, 28. August. Der in England gefürchtete Unterhaus-Sonderausschuss zur Nachprüfung der Staatsausgaben hat, wie «Daily Telegraph» meldet, einen neuen Bericht veröffentlicht, in dem diesmal an den englischen Militärbehörden scharfe Kritik geübt wird.

Dabei wird festgestellt, dass motorisierte Truppenverbände bei Manövern nicht nur im Manövergelände, wie es noch verständlich wäre, sondern sogar im weiten Umkreis alles kurz und klein machten. Mit ihren Tanks brächen sie Mauern und Zäune nieder und fügten dem Land grosse Ernteschäden zu. Die von den Beschädigten an die Militärbehörden gerichteten Schadensersatzansprüche beliefen sich bis zum 30. Juni d. J. auf rund drei Millionen Pfund Sterling.

Auch viele Verkehrsunfälle würden durch Unvorsichtigkeit der Soldaten bei Übungen verursacht. Die Durchschnittsziffer dieser Art von Unfällen liege im Monat bei etwa 6000 bis 6500. Insgesamt müssten den unvorsichtigen Militärpersonen in England 324 000 Verkehrsunfälle zur Last gelegt werden.

Für Dich aus deutschen Zeitungen

Judas Werk

Die Hintergründe der unerwarteten Ernennung des Britengenerals Mountbatton zum alliierten Oberbefehlshaber in Ostasien werden wohl niemals ganz aufgeklärt werden. Man geht aber nicht fehl, wenn man in diesem Falle gemäss einem französischen Sprichwort «nach der Frau sucht». Mountbatton heisst eigentlich Battenberg. Der Lord änderte aber 1917 seinen deutschen Namen in einen englischen ab. Es ist ein Urenkel der Königin Viktoria, also mit dem englischen Königshaus nahe verwandt. Wichtiger ist aber, dass er eine Enkelin des jüdischen Bankiers Sir Ernst Cassel zur Frau hat. Cassel und Rothschild haben seinerzeit dem Vater Churchills, Lord Randolph Churchill, solange Geld geliehen, bis er völlig in ihrer Hand war, und nach seinem Tode auch die Finanzierung des jungen Winston Churchill übernommen, was später, als dieser Minister war, ein sehr rentables Geschäft geworden sein soll. Hiermit dürfte auch die meteorhafte Laufbahn von Mountbatton seit der Machtergreifung Churchills im Zusammenhang stehen. Unter Chamberlain hatte er nur die Zerstörerflottille kommandiert. Als Churchill ans Ruder kam, erhielt er schon den Oberbefehl über den Flugzeugträger «Illustrious». Als dieser von deutschen Fliegern in Grund und Boden bombardiert worden war, so dass er als Wrack abgeschleppt werden musste, bekam Mountbatton als erster den neuen Posten eines Chefs der Kommandotruppen oder, wie es später hiess, der «koordinierten Unternehmungen», also einen ausgesprochenen Sonderauftrag.

Als die missglückte Invasion von Dieppe sich in eine blutige Katastrophe verwandelte, zog Churchill seinen Günstling ein wenig aus der Öffentlichkeit zurück, um ihn jetzt umso reichlicher zu bedenken. Offensichtlich haben die Verbindungen mit einflussreichen jüdischen Kreisen, über die Mountbatton durch seine Heirat verfügt, dazu beigetragen, dass die Widerstände von amerikanischer Seite gegen seine Berufung beseitigt wurden.

AUS „DEUTSCHE ZEITUNG IM OSTLAND"

Herausgeber: Propaganda-Kompanie Feldpostnummer 17007

Hauptschriftleiter: Leutnant Uwe Sass (z. Zt. im Urlaub)
Stellv. Hauptschriftleiter: Sonderführer (Z) Fritz Redlin

Einsendungen sind zu richten an die Feldpostnummer 17007
Erscheinungsweise sechsmal wöchentlich.

Soldatenabschied

Von Unteroffizier Heinz W. Krause

Wenn ich von dir gehe,
bleib' ich doch bei dir,
deine Augen sehe
immer ich vor mir.

Und ich darf es spüren,
wie ich dich gewann,
meine Hände rühren
leis' die deinen an.

Lausche du dem Winde,
wenn die Zeit verrinnt.
Immer fester binde
sie, was wir uns sind.

Hauptmann Lorenz Strobl

Ruschka geht stiften

Ruschka war der Liebling der ganzen Batterie. Hatte braune treue Augen, und der Gefreite Kachinger war richtig verknallt in sie. Er folgte ihr auf Schritt und Tritt, hielt heimliche Zwiesprachen und tätschelte dabei lind und lieb ihre Backen. Ruschka war eine buntscheckige Russenkuh, die unsere Feldküche mit Milch versorgte. In der Protzenstellung, 25 km hinter der Feuerzone, hatte sie einen warmen Stall und wurde von den Fahrern verhätschelt wie ein Wiegenkindl. Als mit der Schneeschmelze die Kampftätigkeit an der Front nachgelassen, befahl der Chef:

«Ruschka muss in die Feuerstellung vor!»

Der Spiess in der Protzenstellung raufte sich den Bart. Milchkaffee und Butterbrot...???

Im nahen Birkenwald hatten die Kanoniere einen Stall gebaut. Weideland und Heuwiesen lagen rund um die Batterie, und als dann Ruschka eines Nachts mit der Feldküche eintraf, wurde sie empfangen wie ein... wie ein Fürst... wie ein König... wie ein Korpskommandeur...

Gefreiter Kachinger war als Pflege mitgekommen, und da er von allem andern Dienst entbunden, konnte er sich voll und ganz der geliebten Ruschka widmen. Milch und ab und zu ein Butterbrot... die Batterie war auf dem Damm.

Die Grenadiere zogen allemal zu den Ablösezeiten an unserer Feuerstellung vorbei.

«Ruschka... die liebe Ruschka...!»
Und dann die Pioniere:
«Ja, die Ruschka lebt allweil noch!»
Die Granatwerfer:
«Ein liebes Viecherl... die Ruschka...!»
Die Panzerschützen:
«Zwei von der Sorten wär'n uns lieber als ein Dutzend Sowjetpanzer..., gelt, Ruschka...!»

Vier Wochen ging das so fort. Ruschka war bekannt im ganzen Divisionsabschnitt, und das machte uns gar mächtig stolz.

*

Kreidebleich kam da eines Tages der Tierbändiger Kachinger in den Unterstand des Chefs gestürzt. Vergass vor Aufregung anzuklopfen, vergass die Ehrenbezeigung, vergass...

«Herr Oberleitnant...?»

«Na, Kachinger?»

«Herr... Herr Oberleitnant...»

«Wo brennt's denn, Kachinger?» Der Oberleutnant schiebt die grosse Zieltafel auf die Seite.

«Herr Oberleitnant... ich kann wirklich nichts dafür... aber die Ruschka...»

«Kreuzhimmel... die Ruschka ist beim Teufl...??!!»

«Ist gestohlen worden... Herr Oberleitnant...»

Alarm!

Nach allen Richtungen flitzen die Kanoniere auseinander. Suchen den ganzen Nachmittag, die halbe Nacht. Ruschka blieb verschwunden.

«Die Grenadiere...», meinte der Zugführer eins.

«Den Pionieren ist auch net zum trau'n», der Geschützführer zwo.

«Granatwerfer sind die grössten Bazi», der Unteroffizier Greindl.

«Und erst die Panzerschützen, die nehmen alles mit, was net ang'nagelt ist...»

Die Verlustanzeige schnurrt durch das Telephon nach allen Winden.

Ohne Erfolg.

*

Am andern Morgen gab es Mohrenschweiss statt Milchkaffee. Das Stimmungsbarometer des Chefs sank unter Null. Der Gefreite Kachinger war noch immer auf der Suche, dh. er hatte sich im Birkenwäldchen verkrümmelt, um dem Herrn Oberleutnant nicht unter die Augen zu treten. Die Meldungen der Horchposten vor der HKL waren negativ. Es wurde kein verdächtiges Geräusch vernommen. Ruschka war also nicht übergelaufen. Die Pioniere, Grenadiere, Granatwerfer und Panzerschützen wuschen ihre Hände in Unschuld. Aber das macht man immer in einem solchen Fall.

*

Eine Woche später. Die Batterie hatte sich mit dem Verlust so ziemlich abgefunden, zumal der Gefreite Kachinger mit einer klapperdürren Ziege angerückt kam, deren Milch dem Kaffee ein klein wenig die Härte nahm. Da brachte der Küchenfahrer aus der Protzenstellung dem Chef eine wichtige Meldung mit:

«Ruschka gestern mittag eingetroffen. Anfrage, ob sie wieder in die Feuerstellung soll.»

«Ruschka... Kreuzhimmel... Ruschka...»

Wie ein Feuerkommando fliegt es durch die Batterie:

«Ruschka... unsre Ruschka...»

Ruschka war stiften gegangen. 25 Kilometer durch die Gegend getrabt, bis sie ihren alten Stall wiedergefunden hatte. Oder sollte gar der Spiess der Batterie...???

Dem Gefreiten Kachinger stand das helle Wasser in den Augen, als er die Weisung bekam: «Ruschka bleibt wieder in der Protzenstellung mit dem Gefreiten Kachinger als Pfleger.»

Drei Tage nachher haben die Panzerschützen die Klappergeiss in der Feuerstellung abgeholt, die der Gefreite Kachinger bei ihnen «gefunden» hatte.

Wer weiß Rat?

Eine Dienststelle bittet um ein Rezept zum Einmachen von Essiggurken. — Wir teilen das nachstehende Rezept mit, dessen Mengen je nach der Menge der Gucken vervielfacht werden müssen: 10 gute, feste grüne Gurken waschen, in dicke Scheiben schneiden, mit Salz bestreuen (auf 500 Gramm Gurken 15 Gramm Salz), die Gurken 24 Stunden stehen lassen, dabei öfters umwenden, dann mit einem Tuch abtrocknen, in einen Steintopf schichten. Zwischen die Gurken legt man: Perlzwiebeln (auf 5 kg Gurken 300 Gramm), 10 Gramm Pfefferkörner, etwas Nelken, Dill und Estragonblätter. Zwei Liter Wasser mit 2 l Essig aufkochen, nach Geschmack Zukker zugeben, vom Feuer nehmen, ein Päckchen Salizyl dazuschütten, erkaltet über die Gurkenscheiben geben. Der Steintopf wird dann mit Pergament zugebunden.

Kam. Ge. schreibt: In der Nacht vom 13. zum 14. August wurde beim Ausladen aus dem «Ilmensee-Express» auf der Fahrt von Witsche nach Tulehlja ein Paviersack mit Post (Kompaniepost) versehentlich mitgegriffen. Kameraden, die über den Verbleib der Post Bescheid wissen, werden um Mitteilung an die Ortskommandantur Bor [illegible] den Verlierer über die Feldzeitung gebeten.

Kam. P. Gru. hat am 18. August im Kurierzug von Tulehlja bis Dno eine Brieftasche mit Ausweispapieren, Bildern und Geld verloren. Der Finder, der das Geld als Finderlohn behalten kann, wird gebeten, Brieftasche und Papiere über die Feldzeitung einzusenden.

Antwort an Kam. Tho. auf die Frage nach der besten Zeit des Rekordläufers Jonath gibt Kam. Ha.: Arthur Jonath war vor und während der Olympiade in Los Angeles 1932 Weltklasse. Er lief die 100 Meter mehrfach in 10,3 Sekunden und erreichte damit den damals bestehenden Weltrekord. Bei der Olympiade in Los Angeles siegten die amerikanischen Läufer Tlan und Metcalfe in 10.3 Sekunden. Jonath wurde mit 10,4 Sekunden nur Vierter. Er erhielt damals den Titel «Schnellster Mann der weissen Rasse», denn die vor ihm einlaufenden Amerikaner waren ausnahmslos Neger.

Der Blick über die Wolga. Auf die Frage des Kam. Graa., ob man bei Saratow mit 1,50 m Augenhöhe das 5 km entfernte jenseitige Ufer der Wolga sehen könne, antworten gleich drei Kameraden, und zwar übereinstimmend mit «nein». Bei der Augenhöhe von 1,50 m kann man nur 4,37 km weit sehen, um 5 km weit sehen zu können, muss die Augenhöhe 1,96 m betragen. Allerdings ist dabei angenommen, dass die Höhe des eigenen Standpunktes wie auch des anderen Ufers 0 Meter über dem Meeresspiegel beträgt.

Kam. Joh. Lü. bittet Oberfeldwebel Johann Benz in einem Jägerbataillon, ihm seine Anschrift über die Feldzeitung mitzuteilen.

Kam. Sti. schreibt: Am 8. August habe ich in der Latrine des Soldatenheims meinen Fotoapparat 6×9 mit Kleinbildaufnahmen und eingebautem Selbstauslöser, in brauner Ledertasche, hängen lassen. Der Apparat war in einem weissen Leinenbeutel verpackt. Dem Finder sichere ich eine gute Belohnung zu.

Eine Fridericusgeschichte / Von Müller-Rüdersdorf

Als Kavallerist durchs Leben

Der alte General von Reppert, wegen seiner Leutseligkeit und Gutherzigkeit allgemein «Vater Reppert» genannt, hatte Friedrich dem Grossen während seiner drei Kriege um Schlesien wertvolle Dienste geleistet. In rührender Verehrung und Treue hing er an seinem König. Und Friedrich bewahrte dem greisen Kameraden bis zuletzt sein herzliches Wohlwollen.

Auf seinem Gut Jeschkenberg im Kreise Brieg verbrachte Vater Reppert in Zurückgezogenheit seine Greisenjahre. Seine besondere Sorgfalt galt hier seinen Reitpferden. Ihm, dem einstigen Kürassier, waren sie beste, unentbehrliche Kameraden geworden. Die Namen berühmter preussischer Kavalleriegenerale hatte er ihnen gegeben. Soldat durch und durch, ritt er auch allsonntäglich auf einem seiner Pferde zum Gottesdienst nach Michelau.

Bei besonders festlichen Gelegenheiten, vor allem zu Ostern, zu Pfingsten und zu Weihnachten, legte der alte General sogar den schweren Kürass an, den er noch von der Kriegszeit her besass. In ihm erst fühlte er sich wieder ganz als Soldat des unsterblichen Königs und sonnte er sich stolz in der Erinnerung seiner Kampfestaten für das Vaterland. Und ob er auch nahe an die Achtzig heran war, machte ihm die gewichtige Uniform doch keinerlei Beschwerde. Die frohe Leidenschaft, mit der er sie trug, liess sie ihm nicht lästig und drückend werden.

Mit ehrfürchtigem Staunen blickte alles auf Vater Reppert, wenn er im blitzenden Kürass dahergaloppiert kam. So mancher junge Mann konnte sich an dem kernigen Alten ein Beispiel nehmen.

Beim Gottesdienst sang General Reppert das Lied «Herr Gott, dich loben wir!» stehend mit. Kerzengerade reckte er sich dabei, indes er den Federhut unter den Arm klemmte und die Hand an den mächtigen Pallasch legte. Und wenn die singende Gemeinde zu der Stelle kam: «Die ganze Christenheit auf Erden lobe dich!», dann glaubte er seinen Herrgott am besten zu ehren, wenn er allemal den Wortlaut so abänderte: «Die ganze Christenheit zu Pferde lobet dich!» Und besonders laut und mit Nachdruck schmetterte er diese ganz persönliche Textänderung heraus.

Friedrich der Grosse, der dem deutschen Osten zeitlebens seine besondere Sorgfalt zuteil werden liess, besuchte vor allem gern und häufig die Festung Neisse. Und wenn er auf der Fahrt von Neisse her den Umspannungsort Kreisewitz erreichte, fand sich stets Vater Reppert ein, um seinen König in dankbarer Anhänglichkeit zu begrüssen. Auch zu solchem Ritt legte er die Uniform und den Kürass an. Die Vorschrift der Sitte, wonach niemand in Umspannungsorten bei Gegenwart des Königs zu Pferde sein sollte, kümmerte ihn nicht. Auch Friedrich der Grosse selbst hatte es nicht vermocht, Vater Reppert von seiner Gewohnheit abzubringen, indem er ihn ironisch fragte: «Sag Er mir mal, Reppert, ist Er an seinen Sattel angewachsen!» — —

Wieder einmal hatte der König kurze Reisenunterbrechung in Kreisewitz, wo neue Pferde vor seinen Wagen gespannt wurden.

Unter den ihn Begrüssenden erwartete er den alten General — doch vergeblich heute. «Wo ist Reppert? Ist er etwa krank?» fragte der König teilnahmsvoll.

«Das kann nicht sein!», meinte einer der Umstehenden, der ihn am Tage vorher noch gesund und munter gesehen hatte.

Sofort schickte Friedrich, der Gewissheit haben wollte, einen reitenden Feldjäger nach Jeschkenberg. In Brieg sollte ihm der während der Weiterfahrt Bericht erstatten.

Schon sass der König wieder im Wagen, um die Reise fortzusetzen. Da tauchte plötzlich Reppert an der Wegecke auf. Im schnellsten Galopp kam er herangesprengt. Hochrot war er im Gesicht, von dem ihm dicker Schweiss herunterrann. Auch sein Pferd war schweissbedeckt.

«Nanu, Reppert! Was ist los?» empfing ihn der König. «Entschuldigen Eure Majestät mir diese Versäumnis!» gab der General zur Antwort; «solche dumme Geschichte wie eben ist mir mein Lebtag nicht passiert! Ist mir doch mein Seydlitz — so hiess nämlich sein Pferd — wild durchgegangen und hat mich, anstatt gleich hierher, erst nach Jägerndorf gebracht!»

Friedrich lächelnd: «Nu, tröste Er sich mit mir! Mein Seydlitz ist mir schon vor langem durchgegangen und ist gar nicht wiedergekommen! Doch sag Er, Reppert, wird Er das tolle Reiten nicht endlich einstellen? Ich dächte, Er wäre in Seinem Leben genug geritten! Oder hat Er sich etwa vorgenommen, zuletzt auch in den Himmel zu reiten?»

Worauf der alte General prompt erklärte: «Ja, Majestät, wenn's möglich ist, so reite ich hinauf!»

Ob solcher Unternehmungslust des alten Kürassiers musste der König laut auflachen. Und indem er sich von dem alten Draufgänger verabschiedete, bemerkte er schmunzelnd: «Nun halt Er's meinetwegen mit dem Reiten, wie Er will! Leb Er wohl! Das sag ich Ihm aber: Im Kürass komm Er mir nicht wieder, wenn ich das nächste Mal hier durchfahre! Er ist kein frischer, gewandter Kornett mehr! Und wenn Ihm Sein Seydlitz nochmals durchgeht und Er stürzt, dann bricht Er sich leicht das Genick!»

KAMERADSCHAFTSDIENST der Feldzeitung

Es suchen Gräberaufnahmen:

Frau Gertrud Stange, Berlin SO 36, Skalitzer Str. 70 II: von Uffz. Herbert Stange auf dem Friedhof in Loknja;

Kam. Josef Barbers: von Oberjäger Alfons Schoder am Nordausgang von Goruschko;

Kam. Grünstein: von Obergefr. Bernhard Vortkamp auf dem Friedhof Sechino;

Frau Marta Barich, Halle a. Saale, Zenkerstr. 3: von Soldat Gerhard Barich in Welikoje Selo;

Kam. Heinz Runke: von Soldat Hans Dietrich in Nowgorod auf der linken Strassenseite der Strasse nach Leningrad, Grab Nr. 73;

Familie Sieveneck, Brock-Westbevern b. Münster Westf. Nr. 121: von Gefr. Albert Sieveneck auf dem Friedhof fünfeinhalb km nordwestl. Spasskoje Polist;

Kam. Friedrich Söfker: von Gefr. Karl Bruns am Nordausgang von Maloje-Samoschje;

Kam. Karl Günther: von Gefr. Alfred Lorenz auf dem Friedhof in Goruschka;

Kam. Herwald Werner: von Gefr. Werner Meyer auf dem Friedhof nordwestlich Mostki bei Nowgorod;

Kam. Hans Steinbach: von Obergefr. Rudolf Schramm auf dem Friedhof in Ostrow;

Kam. Sonntag: von Obergefr. Paul Druba auf dem Friedhof Wdizko Kreis Nowgorod;

Kam. Ernst Eckert: von Gerhard Busse auf dem Friedhof Sechino, Grab Nr. 208;

Kam. Dr. Günter Dickmann: von Obergefr. Clemens Heisberg in Sechino, etwa 80 m von der Dorfkirche;

Familie Schöps, Schmarsow üb. Demmin (Pommern): von Soldat Rudi Schöps auf dem Friedhof Weschki bei Nowgorod;

Kam. Robert Rödel: von Gefr. Friedrich-Carl Brüggemann in der Nähe von Staraja Russa;

Eine Dienststelle: von Soldat Horst Elmar Habich auf dem Friedhof Kobjakino südl. Tuleblja;

Kam. Erich Winkler: vom Grabe der Kameraden Leutnant Brox, Uffz. Ernst Fehringer, Obergefr. Heinz Schlegel, Roman Regenstein und Fritz Bochmann in Borissowo bei Staraja Russa;

Kam. Wilhelm Lampey: von Soldat Friedel Müller auf dem Friedhof Mal-Wodskoje bei Nowgorod;

Kam. Friedrich Lotze: von Soldat Franz Pforte in Cholm.

Kam. J. Wingartz: von Soldat Gottfried Schüssler bei Luka am Lowat, und von Gefr. Walter Fuhrmann in Glaruschka an der Rollbahn Staraja Russa-Cholm;

B. Leue, Berlin SO 36, Manteuffelstrasse 126: von Bruno Leue auf einem Friedhof 4 km westl. Szingawino;

Frau Maria Kaiser, Scheffau 42 bei Kufstein: von Gefr. Peter Hugauf, gefallen am 11. 4. 43 südl. des Ladogasee;

Nicht aufnehmen konnten wir die Anzeigen der Kameraden: Hans Lübke, Bernhard Sauer, W. Simnick, August Fey, Friedrich Michalschek, Emil Dräger, Helmut Störer, Paul Krzikalla, Jakob Thomessen, Ludwig Rietdinger, Wilhelm Schaer, Kurt Langrock, Wastl Kern, Eduard Stingl und Emil Keipper.

Ein Histörchen vom ersten deutschen Admiral

Commodore Brommys Kriegslist

Commodore Karl Rudolf Brommy (1804 bis 1860) hatte am 4. Juni 1849 bei Helgoland einem weit überlegenen dänischen Geschwader — Dänemark gehörte bekanntlich damals noch zu den Gegnern Deutschlands — das erste Seegefecht geliefert. Der Kampf wurde am Abend des genannten Tages als unentschieden abgebrochen, und die drei deutschen Seeschiffe «Barbarossa», «Hamburg» und «Lübeck» steuerten der Elbe zu, weil ihnen der Weg nach der Weser, von wo sie am Morgen ausliefen, abgeschnitten war.

Schon länger als eine Woche lag man nun untätig auf der Reede von Cuxhaven. Wenn auch die Feinde der jungen deutschen Flotte diese hier nicht von See aus aufzusuchen und zu bekämpfen wagten, so liefen doch zu Lande eine Menge Spione herum, die es verstanden, alle Tage den vor der Elbmündung kreuzenden feindlichen Schiffen Bericht über Leben und Treiben der Bemannung der deutschen Fahrzeuge zu erstatten. Gegen dieses schändliche Treiben vom Gegner bezahlter ehrloser Subjekte schien Brommy, der damals noch den Titel «Commodore» führte, machtlos zu sein, und doch: er verstand es, durch eine famose Kriegslist die feindliche Spionage zu seinen, also Deutschlands Gunsten auszunutzen.

Durch abwechselnden Urlaub an Land kürzte sich die Besatzung der deutschen Schiffe die unfreiwillige Haft ab, und auch der Commodore und die drei Schiffskommandanten folgten öfters den Einladungen der angesehensten Amtspersonen von Cuxhaven, Ritzebüttel und Umgegend.

Die Seeoffiziere und die Mannschaften waren sich bald darüber einig, dass man die dortselbst täglich bewiesene Gastfreundschaft durch eine grosse, auf einem der Schiffe zu veranstaltende Festlichkeit, möglichst mit Tanz, erwidern müsse.

Doch der Commodore traf hierzu keinerlei Anstalten.

«Unser Brommy verzichtet als ehrlicher Seemann zwar auf keinerlei Flüssigkeiten, aber wohl auf das Tanzen!» flüsterten sich besonders die Seejunker ärgerlich einander zu.

Doch plötzlich schien ihr höchster Chef andern Sinnes geworden zu sein. Er ordnete nämlich an, dass am 14. Juni ein grosses Fest auf der «Barbarossa» stattfinden solle, zu dem alle diejenigen mit ihren Damen einzuladen seien, die den Schiffsbesatzungen so viel Aufmerksamkeiten hatten angedeihen lassen.

In ganz Cuxhaven und Umgegend war jetzt das am 14. Juni stattfindende Fest das Tagesgespräch. Alles war in frohester Laune, zu Wasser und zu Lande.

Auch der Feind wusste sicherlich, dass die Deutschen an diesem Tage nicht kommen würden, denn dass die Spione auch in diesem Falle prompt Bericht erstattet haben würden, daran zweifelte der Commodore keinen Augenblick.

In der ersten Morgenstunde des 14. Juni gab er daher plötzlich und unerwartet an die drei Schiffe Befehl, sofort die Anker zu lichten und die Elbmündung dann in Richtung Weser zu verlassen.

Und die Feinde hatten tatsächlich Tags zuvor genau nach Brommys Erwartungen gehandelt. Sie waren durch die Benachrichtigung von der beabsichtigten Festlichkeit sorglos geworden und froh, die Gegend um die Elbmündung, wo sie schon länger als eine Woche vergeblich auf der Lauer lagen, für zwei oder drei Tage verlassen zu können. Schon am 13. Juni waren sie daher viel weiter nördlich gesegelt, als an irgendeinem Tage vorher seit dem 4. Juni.

Das kleine deutsche Geschwader erreichte infolgedessen noch am 14. ungehindert die Wesermündung und ging bei Bremen vor Anker.

Die Spione der Feinde hatten also gut... für Deutschland gearbeitet.

Als der Kommandant des einen Schiffes dem Commodore von der allgemeinen grossen Enttäuschung sprach, die dieser durch die Abfahrt vor dem Feste allen bereitet habe, erwiderte Brommy gelassen: «Man muss seine Leute auch mal enttäuschen können, wenn es fürs Vaterland von Vorteil ist!»

Der Erfolg hatte dem Commodore, der bald darauf zum ersten deutschen Admiral befördert wurde, recht gegeben. Und die zuerst enttäuschte Besatzung der drei Schiffe konnte dann auch in Bremen all die feinen Leckerbissen, die für das ins Wasser gefallene Fest so reichlich angeschafft worden waren, in Ruhe verzehren.

HERMANN VIERDICH

125 Jahre Schinkels Neue Wache und Ehrenmal Unter den Linden

Ewiges Ehrenmal

Mitte August 1818 wurde der schlichte Monumentalbau der Neuen Wache vor dem Kastanienwäldchen seiner Bestimmung übergeben. Hundert Jahre — bis 1918 — war sie Königliches Wachhaus. Ausserdem war in dem würdigen Bau noch die Hauptzentrale des Militär-Telegraphen von Berlin und eine Militär-Postanstalt untergebracht. Von hier aus ergingen die Mobilmachungsbefehle in das ganze Reich, wie auch alle anderen für das Reich bestimmten militärischen Befehle von dieser Stelle aus erlassen wurden. Nach dem Kriege wurde der Bau vorübergehend für Bürozwecke verwendet, bis dann Generalfeldmarschall von Hindenburg Anfang Juni 1931 den Bau als Ehrenmal des Deutschen Volkes weihte. Tessenow hatte das Deckenrund der Halle geöffnet, ohne aber sonst an dem Schinkelschen Bau etwas zu verändern. Mächtige Festungsbauten — übermauerte Festungsgräben mit uralten Steinmetzzeichen wurden beim Umbau gefunden. Dieser Bau war erdhaft fest und tief mit der preussischen Geschichte verbunden — es war der rechte Ort zum Gedenken aller Helden. Ein schlichter quadratischer Block mit Silberkranz und Kreuz in der Mitte der Halle, über die durch das geöffnete Dach sich der Himmel wölbt.

36 Jahre war er alt, dieser geniale Baumeister Preussens, als er die Neue Wache baute, Carl Friedrich Schinkel. Es war sein erster Bau, und doch leitete dieser kleine, aber über alle Massen bedeutungsvolle Bau nach den Befreiungskriegen eine neue Ära des Berliner Bauwesens ein. Carl Friedrich Schinkel fand in einer einmaligen Genialität in diesem kleinen militärischen Zweckbau eine Monumentalität des Ausdrucks, die auch heute noch jeden bezwingt. Dieser vergeistigte Baumeister Schinkel kannte alle Stile und Formen, die Gotik des Nordens, die Baugesetze von Hellas und Rom, die Kunst der Ägypter und der Inder, aber er liebte die Renaissance. Über allem Wissen und Können aber verlor er nicht das sichere Gefühl für schlichte Natürlichkeit. Er selbst hatte es einmal gesagt, dass Architektur die Fortsetzung der Natur in ihrer konstruktiven Tätigkeit sei. Er handelte danach und schuf die Neue Wache, den klassischen Bau von Berlin, das Wunder der Harmonie, die Synthese von Renaissance und Preussentum, von Zucht und Anmut, Kargheit und Gefühl.

Noch blutete der Staat, nachdem er das napoleonische Joch abgeschüttelt hatte, aus tausend Wunden. König Friedrich Wilhelm III. war sparsam — auch Schinkel musste sich einschränken. Die Mittel waren knapp — nur die Vorderfassade hat Werksteinverblendung erhalten, die Seiten und Rückwand sind in Ziegelmauerwerk aufgeführt. Auch im Platz musste der Baumeister sich beschränken — die Neue Wache musste zwischen die Kolossalbauten des Schlüterschen Zeughauses und der Baumannschen Universität gestellt werden. Es war keine leichte Aufgabe für Schinkel. Die Natur kam ihm mit den mächtigen Kastanien des Wäldchens entgegen. Sie schufen Distanz und Raum um die Neue Wache. Und dann nahm Schinkel auch noch die Kunst zu Hilfe und stellte, seinen Bau rechts und links flankierend, die Rauchschen Standbilder der Generale Scharnhorst und Bülow auf, die den Raum gliederten und zugleich zu den Fronten Schlüters und Baumanns überbrückten. Der Zweck ist erreicht, die Idee ist erfüllt. Nicht besser und richtiger konnte dieser Bau aufgeführt werden. In der Form eines römischen Kastells mit vier straffen Ecktürmen steht er da, so ein quadratisches Bollwerk, mit der ganzen Gewalt des Baugedankens, die hier wahrhaft in Stein geformt ist, dass er sich mühelos zwischen den höher ragenden Baukörpern des Zeughauses und der Universität behauptet. Bedingungslos, treu, schwer und fest — preussisch — das ist die Sprache dieses Baues. Alles Düstere aber wird dem Bau genommen durch die anmutige Feinheit der sechs dorischen Säulenpaare, die die Vorhalle bilden und Gebälk und Giebel tragen, den ein mit Streit und Flucht, Sieg und Wehklagen kämpferisch bewegtes Relief füllt, das allerdings erst nach Schinkels Tod, vor etwa hundert Jahren, aber ganz nach des Baumeisters Plänen von dem Bildhauer Wichmann ausgeführt wurde. So wuchs die Neue Wache aus der Zeit nach den Freiheitskriegen als Ausdruck dieser Zeit in die Landschaft Berlins. Sie prägte einen neuen Stil, wurde Wahrzeichen einer Stadt.

Seit 125 Jahren steht hier der Posten unter Gewehr — Symbol und Gleichnis. Einst Königliche Wache, wacht heute die Seele eines Volkes in dieser Wache bei ihren Helden. Die Wache ist auch als Ehrenmal ihrer Bestimmung treu geblieben. Dort steht der Posten unter Gewehr dem toten Kameraden zum Gedächtnis. Tag und Nacht steht die Halle offen zu stillem Gedenken an Deutschlands Heldensöhne. Nicht anders als vor einhundertfünfundzwanzig Jahren zieht vor dem Schinkelbau mit klingendem Spiel die Wache auf. Aus allen Kriegen zogen die Soldaten diese Strasse die Linden lang, und mit ihnen marschierte die grosse Tradition einer grossen Armee, der preussische Geist, der jeden beseelte und der die Schlachten schlug — der gleiche Geist, der in dem schlichten Monumentalbau der Neuen Wache — des Ehrenmals so überzeugenden Ausdruck gefunden hat.

Vor dem Kranz und Kreuz des toten Helden beugen sich alle. So wie es für jeden Soldaten selbstverständliche Pflicht ist, die toten Kameraden zu grüssen, so beugen sich in stummer Bewunderung alle vor dem deutschen Helden. Es gibt keine Nation der Welt, die in dieser Halle der Helden nicht einmal mit einer Kranzspende ihre Ehrfurcht bekundet hätte, von den grossen Kränzen, die befreundete Staatsführer bei ihren Besuchen in Berlin niederlegten, bis zu dem kleinen schlichten Lorbeerkranz, auf dessen billige Schleife mit ungelenken Buchstaben die Mutter schrieb: «Stilles Gedenken für meine beiden Söhne, gefallen am 16. und 28. Mai in Frankreichs Erde. Eure alte Mutter.» In dikken Bündeln hängen alle Schleifen im Weiheraum — ein sichtbares Zeichen von dem ewigen Gedenken und der ewigen Wache in der Halle der Helden.

ADOLPH MEUER

Der Befehl

Der Alte Dessauer schrieb, wie man zu sagen pflegt, eine gute Handschrift, wie mancher seiner Feinde bezeugen konnte. Musste er jedoch den Degen mit der Feder vertauschen, was manchmal nötig war, so ging es weniger gut.

Eines Tages nun hatte der Marschall einen Befehl geschrieben, den der General, der ihn auszuführen hatte, beim besten Willen nicht entziffern konnte. Ein Offizier musste also zum Fürsten, um sich den Befehl vorlesen zu lassen.

Nachdem der Fürst zunächst einmal eine Flut von Schimpfworten über den Offizier ausgeschüttet, machte er sich daran, ihm das Schriftstück vorzulesen. Über die ersten Zeilen kam er jedoch nicht hinaus, so dass er den Befehl schliesslich wütend ins Feuer warf und sagte: Schockschwerenot, ich habe nicht geschrieben, dass ich es lesen soll, sondern Er!

Unser Bobby der Philosoph...

Von Gefr. W. Günter Seifert

Gestern kam Bobby wieder aus der Heimat. Er war nach seiner Verwundung ein halbes Jahr nicht mehr bei uns — und wir hatten ihn sehr vermisst. Unser ganzer Briefverkehr war dadurch in Unordnung geraten; denn er half jedem aus unserer Gruppe, wenn es galt, alte Mädchenbekanntschaften aufzufrischen und neue anzubahnen. Überhaupt — er ist ein Stück von uns selbst. Immer hat er ein listiges Blinzeln in seinen Augen und vor seinen lustigen Spässen ist niemand sicher.

Ganz besonders aber verehrten wir in ihm unseren Verpflegungsminister. Päckchen um Päckchen rollten damals aus der Heimat für ihn an und jedes wurde in einer kleinen Gruppenfeier geöffnet und der leckere Inhalt von uns allen verspeist. Dann kramte er in seiner Brieftasche, holte endlich ein Mädchenbild vor, stellte es liebevoll auf den Tisch und hielt darauf eine kurze Dankrede. Er hatte eine grosse Auswahl an solchen Bildern und immer wieder bewunderten wir ein anderes hübsches Mädchen als Spenderin. Zuletzt kniff er das linke Auge noch ein wenig mehr zusammen und beendete seine Dankrede stets: «Jungs, die Richtung stimmt, wir wollen unserem Liebling weiter die Treue halten»! — Bedächtig nahm er sein Notizbüchlein vor und vermerkte darin den erhaltenen Liebesgruss.

Manchmal, wenn uns der Fourier mit Urräh-Wasser beglückte, wurde er gesprächig und lüftete ein wenig den Schleier, der seinen Liebespäckchendienst so geheimnisvoll umgab. — Ja, dass er von Beruf Schneider wäre, dass wüssten wir wohl alle. Nun — Schneider gibt es viele — er aber hätte sich als Damenschneider durchs Leben geschlagen — und das mit den Damen sei gar nicht so dämlich — Prost!

Wie er das wohl meinte, fragten wir und steckten die Köpfe noch mehr zusammen. Und wieder kniff er das linke Auge etwas zu und hub an zu reden:

— Kinder, ihr seid nicht auf Draht! — Da schreiben nun unsere Philosophen Bücher um Bücher, um uns das Leben verständlicher zu machen, und ihr kümmert euch gar nicht darum. Steht mal, da sagte z. B. Nietzsche «Der Mann fürchte sich vor dem Weibe, wenn es liebt: da bringt es jedes Opfer und jedes andere Ding gilt ihm ohne Wert!» Nun müsst ihr noch wissen, die Philosophen übertreiben gern. Das mit dem Fürchten ist halb so schlimm — auf das Opfern kommt es an! Dazu gebe ich nun meinen Lieblingen Gelegenheit, das ist der ganze Grundsatz dabei — immer Gelegenheit geben! Prost!

Wir hoben unsere Trinkbecher und stiessen mit ihm an.

Ob er eigentlich auch heiraten wolle? — Prüfen, Jungs, prüfen!

Ja, und ich bin immer noch gern beim Prüfen — nicht zuletzt wegen der Gelegenheiten zum Opfern...

Oh ja, wir lernten manches von Bobby.

Einmal erzählte uns Bobby auch, wie er sich das E. K. verdiente. Das war an einem nasskalten, ungemütlichen Herbsttage im vergangenen Jahr. Drüben bei den Kaschuben hatte sich der «Knipser vom Dienst» mächtig ins Zeug gelegt und einige Male pfiff es mir ziemlich nahe am Ohr vorbei. Nun, mich hatte eine aufrichtige Wut gepackt. Ich schwor ihm Rache. Ging zum Chef und bat ihn um die Erlaubnis, mit noch zwei Kameraden in der Dämmerung einen Spähtrupp machen zu dürfen. Der Alte war in Ordnung, gab mir einen Schnaps, sagte «Prost!» und dann «machts gut!»

Beim Dunkelwerden zogen wir los, zwei Handgranaten im Koppel, zwei in den Stiefelschäften, und jeder eine MP schussbereit. — 20 Meter vor dem Waldrand, an dem die feindlichen Stellungen waren, machten wir halt. — Wir horchten. Der Wind hatte nachgelassen und der Regen fiel nur noch ganz schwach. Es mochte eine gute halbe Stunde vergangen sein, als Schritte vernehmbar wurden. Dann ein leiser Wortwechsel: Postenablösung! Vorsichtig arbeite ich mich mit den anderen vor und schleiche rechts am Postenstand vorbei. Wir merken auf die Richtung der leiser werdenden Schritte des abgelösten Postens. Dann Schritt für Schritt weiter.

Ganz schwach hellt der Mond den dichten Wald auf und lässt uns den Trampelfad erkennen. An einer Lichtung halten wir wieder. Deutlich sehen wir kurz vor uns einen Bunker, davor vertrampelt ein Kaschube seine Wachzeit. Ich greife einen Knüppel, schleiche mich lautlos heran — und wie er gerade wieder wenden will, haue ich ihm den Knüppel so über den Schädel, dass er wortlos zu Boden geht.

Jetzt wir in den Bunker rein, der Kamerad leuchtet mit der Taschenlampe umher, und ich — MP vorgehalten — haue die fünf Kaschuben aus den Decken, dass ihnen Hören und Sehen vergeht. Raus, ihr Hunde, brülle ich und zeige zur Tür — und während sie noch halb schlafend ihre Augen reiben, sind wir mit ihnen schon auf dem Rückmarsch.

Ja, und dann haben wir zwei Stunden später alle fünf beim Alten abgeliefert. Der machte vielleicht Augen! «Jungs! sagte er, ihr seid Teufelskerle! Und dann «Prost!» und hatte schon für jeden von uns einen Schnaps eingegossen. Ja, und dann holte er noch zwei Flaschen Likör für uns hervor, dass wir noch anständig feiern konnten.

Ein ander Mal erzählte uns Bobby von unserem Bunker.

Jungs, als wir hier unsere Stellungen ausbauten, funkte der Iwan immer wieder mit Granatwerfer und Ratschbumm dazwischen. Aber wir haben weiter gebaut. Als der Bunker fertig war, fiel mir ein, dass ja der Ofen noch fehlte. Ja, nun hatten wir gar nicht an das Rauchloch gedacht! Während ich nun so grüble, wie dem Übel abzuhelfen sei, schwirrte es wieder in der Luft. Ich denke, das kommt doch nicht etwa hierher — — — da krachte es auch schon durch die schöne Bunkerdecke und direkt vor mir in den Boden.

— Jetzt ist es aus, denke ich — aber das

war verfrüht. Das Ding krepierte einfach nicht! Ein sturer Blindgänger!

Wie ich mich so langsam von meinem Schrecken erholt habe, merke ich, wie nun der Wind durch die Decke pfeift. Ja, und da kam nun eben die Ofenröhre durch... Kinder, ich sage euch, von dem Tage an haben wir den Sowjets aber anständig eingeheizt!

Nun ist ja Bobby wieder bei uns.

Er ist der Alte geblieben, und ich glaube sogar, er ist selbst ein kleiner Philosoph, sagte er doch damals, dass die Philosophen gern ein wenig übertreiben...

Ostnachschub

Von Gefr. Otto Stripling

Polternd rast der noch junge Leutnant den Güterzug entlang: «Wer noch mal die Beine zur Wagentür raushängt, den nehme ich persönlich vor!»

Schon ist er hinter der Laderampe verschwunden, der letzte helle Schein seiner Schulterstücke bleibt im Auge der Nachschublandser hängen. Es wird wohl so sein müssen, ist ihr Gedanke, denn das war ein Befehl — und ein Befehl stimmt immer.

Radau am Marketenderwagen, Singen und Mundharmonikaspielen im abendlichen Dämmer, kaum noch ist die Maschine im Dunst zu erkennen. Die letzten Säumer springen auf die hohen Trittbretter, weiter wettert der Zug durch die Nacht, weiter nach Osten, 3 Tage schon. Die Gemüter sind nicht recht einzuschläfern, am Türspalt stehen drei Mann und starren in die vorbeirauschende Landschaft. Wald, weite Ebene, Acker an Acker, wieder Wald, endlos, weglos, kein Ort taucht auf, vielleicht liegt einer im weiten Dunkel verborgen, soweit reicht das schwache Mondlicht nicht.

Eintönig rattern die Achsen, stossen die Räder über die Fugen im Schienenstrang, schaukeln die Wagen auf der neu umgenagelten Strecke. Das ist schon Russland, behauptet der eine, es ist noch Lettland, der andere. Der Dritte behauptet gar nichts mehr, schaukelnd wiegt sein Kopf hin und her, und schaukelnd gehts dem Osten immer näher. Kurz ruckt der Zug, fährt langsam weiter, ruckt wieder drei-, viermal ohne zu halten, schleichend nur schiebt er sich in den mittleren Ort vor, es ist schon lange der letzte Ruck, dann steht der Transport wie angenagelt auf der Strecke.

Verschlafen werden die Türen aufgeschoben. Alles raus! — So schallt es von weither durch anbrechenden dunstigen Morgen. Hier ist das Ende, hier ist Russland, wir sind ein Marschbataillon, und hier zwischen dem hohen nassen Gras war mal eine Ortschaft, die letzten halb eingerutschten Kamine sind noch übrig, ein schwarzer, schmieriger Überrest zwischen den Brennesseln am Trampelweg wartet auf den nächsten grossen Regen, um ganz zu versinken.

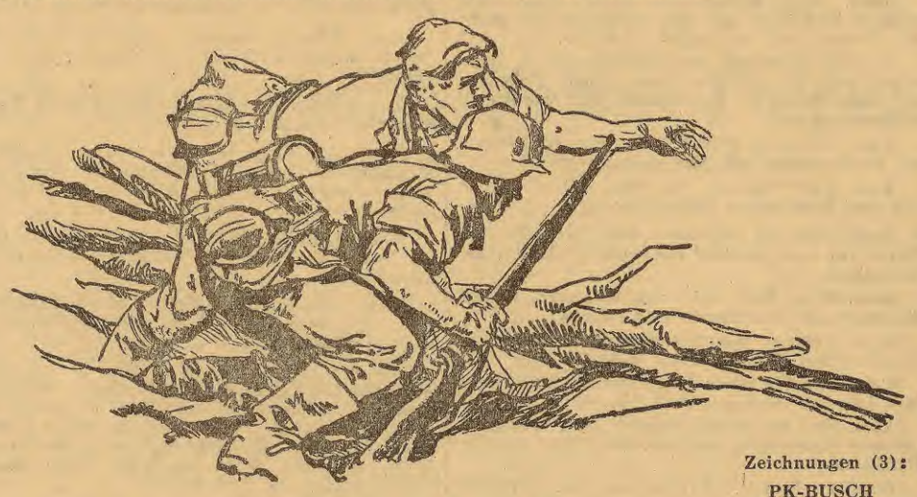
Murmeln, Rufen, Klappern, Marschtritt, so hallt es die im Morgendämmer ragende Wagenreihe entlang. Tornister fliegen, Männer hasten, Reihen bauen sich auf, bis endlich Kolonne auf Kolonne durch die Löcher stolpernd den Ort verlässt. Wie weit heute? Das ahnt kein Mensch, immer lang dem Knüppeldamm, dass die Stiefelsohlen rauchen, immer durch, wenn auch in Myriaden die Mücken um die Köpfe surren!

Sumpf rechts und links, knietiefer Morast auf der Rollbahn, schwer nur schlappen die Stiefel im zähen Dreck. Ganz von fern hört man die Front rummeln, alles ist still, jeder horcht nach innen, auf sich selbst, die grosse Prüfung rückt unaufhaltsam näher. Links des Knüppeldammes zerfetzte Panzer, rechts aus der Bahn gerissene Lastwagen, vollgelaufene Granattrichter im niedrigen Sumpfwald. Das Gesicht des Krieges schaut uns nackt und bloss an. Die Marschkolonne schwenkt ein, müde taumeln die letzten Männer um die Wegbiegung. Wagen stehen da und Pferde in endloser Reihe, weiter den Hügel hinauf in schattenden Kiefernwald, dann nur noch die Klamotten runter und die Glieder gerieben, alles andere ist vorläufig wurscht. Wir zelten hier heute nacht, ist der nächste Befehl, und bald stehen die spitzen Gebilde zwischen den Stämmen, nur Ruhe, schnell alles erledigen und dann — nur Ruhe. Nach dem Essenfassen ist kein Mensch mehr zu sehen. Das letzte Abendrot glüht schwach durch die dunklen Kronen, stärker noch rummelt es in der Ferne vor uns.

Noch ist es Nacht, alles ist in Bewegung. Decken werden gerollt und Tornister geschnallt, weiter gehts. Kurz vorher war die Zuteilung auf die einzelnen Kompanien, nun gehts mit neuen Männern an der Seite durch die Nacht. Viele kennen den Osten schon, sie sind über die Ersatzbataillone zu uns gestossen, ihre kleinen Randbemerkungen führen uns so langsam ein. Im Marschritt vor uns hin- und herwiegende Schatten, neben uns dunkle Silhouetten halb versunkener Panzer im Strassengraben vor dem dunkel aufragenden Sumpfwald. Am Horizont flackerts hell auf, versinkt wieder in der Dunkelheit, weit ziehen Leuchtspurschnüre in den hohen Nachthimmel, rot und weiss greifen sie ins Leere.

Im nebligen Morgendunst kommen wir an, links das tiefe Flusstal ist kaum zu erkennen, Schnellboote knattern über das träge ziehende Wasser. Auf dem anderen Ufer ist die Front. Stumm stehen wir in seinen Anblick versunken, bis unser Haufen dran ist, auf die Fähre übersteigt und in kurzem Schwung drüben landet. Drei nahe Granateinschläge sind die erste Berührung, träge verzieht sich schwarzer Brodem, das aufspringende Schreien Verwundeter verstummt bald wieder, uns schlägt das Herz im Halse und verengt unerträglich den Rockkragen.

Kein Ton in der Runde, die Sonne glüht vom Himmel, langsam steigt der Weg an. Scharfe Kommandos, der helle Diskant des schmalen Feldwebels setzt sich durch, alles in Reihe mit fünf Schritt Abstand, so gehts nach vorn. Im bergenden, dichten Espenwald fühlt man scheinbare Sicherheit. Die Einschläge in der Nähe klingen nicht so hart, ihre Wirkung ist nicht voll zu sehen. Und weiter stolpern wir durch Sumpfstrecken über ausgewachsene Wurzelballen vorwärts, bis flache Bunker mit rauchender Konservenbüchse davor uns die Ruhe wieder geben. Da sind alte Landser, lächelnd verscheuchen sie unseren ersten Schrecken. Alles halb so wild, Kamerad, nur peilen und spannen, woher der Salat kommt, und hinhauen, Albert, morgen kennst Du das auch. Ist ganz friedlich hier, brauchst Dich nicht zu sorgen, «sdrastje» und weg war er, im dunklen Bunkerloch verschwunden. Das Drücken im Halse war weg, na, wenn's so steht, das schaffen wir auch. So wurden wir zu Landsern, zu Kämpfern, haben Monat um Monat am Maschinengewehr gelegen und ganz ruhig gezielt, durchgekrümmt, — da regte sich nichts mehr, was uns aus der Ruhe bringen könnte. So steht der Nachschub noch heute als Sturmbock für die Heimat und da, wo wir stehen, ist Deutschland!



Zeichnungen (3): PK-BUSCH

ERWARTUNG

Von Obgefr. G. Petsch

In einer Ecke des Bunkers sass der Hans, am Tisch, den Kopf grübelnd auf die Arme gelegt, der Paul. Zwei sassen sich gegenüber, unlustig Schach spielend. Es herrschte eine unerspriessliche Stimmung, die durch das fahle Licht ihre Krönung fand. Die, die schon schliefen, wurden beneidet, und doch tat es ihnen von den Vieren keiner nach. Es lag so etwas in der Luft, das ausgeglichen werden musste. Wenn der Fernsprechapparat klingelte, wurde dies trotz der Langeweile als Störung empfunden. Die zwei warfen die Figuren zusammen und starrten nun, gleichfalls nichtstuend, vor sich hin. Zigarettenrauch lag über den Köpfen.

«Was träumt Ihr eigentlich?», fragte Hans so, als ob er gar keine Antwort erwartete oder als ob die Antwort der anderen nur das aussprechen könnte, was er längst selbst dachte. »Nichts» und «Ach» hörte man. Sie sahen einander düster an und rückten dann, wie im gegenseitigen Verständnis näher um das Licht. Jetzt erst konnte man die Gesichter so recht erkennen. Verschiedenen Alters waren sie wohl alle. Der Paul, der Älteste, zeigte sogar schon einige kahle Stellen auf seinem Kopf, die ihm so etwas Würdiges, Gesetztes gaben. Hans, oder Hänschen, wie sie ihn nannten, der Jüngste, mit richtigem, vollem Lausbubengesicht, schaute noch am fröhlichsten in die Welt. Dann war da noch ein gar kantiges, richtiges kriegerisches Gesicht mit hartem Kinn und gerader Nase. Die Augenbrauen waren eng zusammengezogen, als gelte es, die Probleme der Welt zu lösen. Brunos Partner, Heinz, war klein. Auf den schmalen Schultern sass ein feiner Kopf, dessen Augen verträumt in die Flamme stierten.

Die vier sassen nun zusammen, stumm; selten ging ein Laut von den Lippen. Die Hände spielten auf der Tischplatte oder lagen verkrampft im Schoss. — Dann klingelte wieder das Telefon. —

«Manni», sagte der Jüngste, nachdem er lauschend den Hörer am Ohr gehalten, mit frischer, munterer Stimme, «heute abend gibt es doch noch Post!» Die Augen aller blitzten auf — die Hoffnung auf das Ende dieser Stimmung liess sie nervös, liess sie, die so gesetzt taten, wie der Paul und der Bruno, kribbelig werden. «Sie ist schon auf dem Wege hierher», erzählte Hänschen weiter, — «und hoffentlich habe ich etwas dabei», das kam schon gedrückter heraus.

Sie kannten alle die Frauen oder Bräute oder Freundinnen der anderen mit Vornamen und so neckten sie sich so: na, Ursula, Lilo oder Erika, werden wohl gar nicht geschrieben haben, und der, der eben noch spielend den anderen aufziehen wollte, verteidigte ernsthaft seine Hoffnung, dass seine Liebste bestimmt geschrieben haben würde.

Ab und zu sah man nach, ob der Postschlitten nicht schon da sei. Die Schläfer wurden bedauert, dass sie nun die Vorfreude

nicht hätten. Aber es weckte sie niemand. Die vier Kameraden wollten allein bleiben, ausserdem war es spät. So verging die kurze Zeit und schon war auch die Post da. Fast gierig wurden dem Bringer, der so gern der fröhliche Briefträger gewesen wäre, die Briefe entrissen. Jeder suchte heissen Blickes die Handschrift zu finden, die ihm so vertraut war. Der erste Gruss des Geliebten lag ja schon im Namenszug.

Da hatten sie nun alle Post, der von der Lilo, jener von der Ursula — und Ilse und Erika hatten auch geschrieben. Die Zigaretten verglommen unbeachtet, nur die Worte der Heimat, der Liebsten, galten. Die Augen, eben noch lesend, leuchtend auf das Papier blickend, fanden langsam zurück in die Enge des Bunkers, die aber für Minuten wesenlos wurde. Die Vier schauten sich innig an, wohl noch visionär hinter dem Gesicht des anderen das des lieben Mädels sehend.

Dann kam das «Weisst Du», und es hub ein Erzählen an. Die vier schweigsamen Gesellen erzählten von den Lieben daheim. Sie sprachen davon, dass sie in ihren Lieben ein gross Teil der Heimat sähen, — eine unverbrüchliche Sehnsucht sprach aus ihren Worten. Der Paul und der Heinz hatten Frau und Kind daheim. Mit Stolz plauderten sie von den kleinen Buben und Mädchen — sogar Bilder kamen auf den Tisch. Da wanderte nun der Werner, die Hilde, der ganz kleine Jürgen, oder wie sie nun hiessen, von Hand zu Hand. Die drolligen kleinen Kerlchen wurden bewundert, belächelt und mit dem Vater verglichen. Vom letzten Urlaub war die Rede. Die Ledigen machten einige versteckte Andeutungen. Hans und Bruno prahlten etwas mit ihrer Sorglosigkeit und waren doch auf die Väter neidisch. Darüber waren sie dann still und liessen den Ehemännern das Wort. Die aber kamen von ihrer Kinderseligkeit nicht mehr los.

Da setzten sich Hans und Bruno weg von ihnen an die andere Seite des Tisches. Sie, sie nicht mit tun konnten, wollten wenigstens bei ihren Mädchen sein, bei den Mädchen, und das sprachen sie so verschleiert aus mit schamroten Gesichtern und niedergeschlagenen Augen, von denen sie einmal — möglichst bald — ein Kind haben wollten.

Nach dem Bericht eines Spähtruppführers

Auf dem anderen Ufer

Von Kriegsberichter Tom Reuter

PK... Es war schon späte Nacht. Flüsternd wechselten sie noch einmal einen Gruss mit den Grenadieren, die sichernd im Vorfeld zurückblieben. Noch einmal besprachen sie Erkennungssignal und Losungswort, das sie bei der Rückkehr in die eigene Front sichern soll. Dann brachen sie auf, Richtung sowjetische Front.

Zwar schien die Nacht auf einmal merkwürdig hell. Aber der Spähtruppführer, der zähe Sohn eines Bergmannes aus dem Ruhrgebiet, sagte mit leiser Stimme zu seinen Kameraden, es sei nur eine Täuschung, wenn sie glaubten, dass gerade diese Nacht heller sei als andere Nächte. Das liege daran, dass man bei solchen Unternehmen alle Gefahr etwas vergrössert sehe.

Die Ruhe, die bei diesen Worten von dem Obergefreiten ausging, floss nun auch wieder auf die beiden Gefreiten über. Zwar schlug das Herz schneller als sonst, aber das kam daher, weil sie für Augenblicke dachten, dass sie schon mitten in den sowjetischen Minenfeldern sein mussten. Doch das Schwere wird erst hinter den Minenfeldern beginnen, das wird im Rücken der sowjetischen Front sein, wo sie mit eigenen Augen feststellen sollen, was auf der Feindseite geschieht. Das war im grossen der Auftrag des Spähtrupps.

Doch an alles das dachten die Drei nun nicht mehr, als sie an dem sowjetischen Doppelposten vorbeischlichen und damit unbemerkt in die sowjetischen Stellungen eingedrungen waren. Die sowjetischen Posten standen unbeweglich und starrten vor sich hin in Richtung der deutschen Front. Sie schienen nichts bemerkt zu haben. — Einen Augenblick verhielten die Drei, die Hände an den offenen Pistolentaschen. Aber dann hatten sie sich versichert, dass die erste Fährnis überwunden war.

*

In den Kusseln, gut gegen Sicht gedeckt, standen die Drei, um die günstigste Möglichkeit zur Überquerung der freien Pläne zu erkunden, die nun vor ihnen lag. Der Obergefreite sah auf seine Uhr. Sie waren eine Stunde unterwegs also vielleicht einen Kilometer in Feindesland eingedrungen. Mehr kann man nicht schaffen in einer Stunde. Indessen schien ringsum alles wie ausgestorben. Es herrschte Grabesstille. Nur jede Bewegung, jeder knackende Zweig schien aus dieser Stille wie ein lauter Lärm aufzuspringen, der den Dreien die Sowjets auf den Hals hetzen konnte. So vermieden sie fortan auch das leise Wort und nur die Zeichen sprachen noch, wenn es notwendig schien.

Die freie Pläne war wie ein blankgefegter Tisch, auf der die kleinste Bewegung zu sehen sein musste. Obendrein führte parallel zu der Pläne noch ein Weg, der nicht ganz geheuer schien. Kaum aber stand der Obergefreite spähend in einem Gebüsch in der Nähe des Weges, als schlurfend ein sowjetischer Posten näher kam. Nur noch drei, vier Schritte betrug die Entfernung. Der Sowjet machte eine Bewegung, als wollte er das Gewehr von der Schulter reissen. Völlig starr stand der Obergefreite, die Augen fest auf den Posten gerichtet. Zu allem Überfluss begann in diesem Augenblick weithin hörbar ein klopfendes und pochendes Geräusch, das wie in einem Takt auf und ab schwoll.

Doch da wandte sich der Posten ab und ging seines Weges, als sei nichts geschehen. Auch das verfluchte Geräusch schien abzuebben, bis der Obergefreite merkte, dass es sein eigenes Herz war, dass in pochenden Stössen bis zum Halse schlug und in den Schläfen und den Ohren summend klopfte. Nun klang es langsam ab, wie eine Flut verebbt.

Nach kurzer Besinnung löste sich der Obergefreite wie eine Katze aus dem Gebüsch und einem wehenden Schatten gleich glitt er über den Weg und die weite Pläne. Ein Wink hatte die beiden rückwärts abgesetzten Gefreiten verständigt, die nun ebenfalls ihrem Spähtruppführer entschlossen folgten.

*

Als sie die Pläne glücklich überquert und den jenseitigen Wald erreicht hatten, den der Obergefreite wegen seiner Abgeschiedenheit und Schönheit den „paradiesischen" nannte, schien endlich die Zeit für eine kurze Rast gekommen zu sein. Nun beim ersten Halt merkten sie, welche Mühen und Anstrengungen schon hinter ihnen lagen.

Nun erst spürten und sahen sie, dass sie bis über die Knie vom Moorwasser durchnässt und dass die Hände und die Gesichter von blutverkrusteten Rissen zerschunden waren. Erschöpft liessen sie sich auf das Moos nieder und streckten die zerschundenen Glieder auf den Moosteppichen aus, als seien es samtene Kissen, die ihnen jemand zurecht gebettet habe. Nur der Obergefreite stand plötzlich in innerer Unruhe wieder auf, ging vorsichtig die nähere Umgebung ab, um bald darauf zurückzukehren. Mit einem kurzen gepressten Wort befahl er den Aufbruch. Er gab den beiden Kameraden keine weitere Erklärung, sondern ging mit knappem Abstand voraus, immer tiefer in den schweigenden Wald.

Erst als sie nach langem Marsch eine völlig unzugängliche Stelle im Herzen des Waldes erreicht hatten, machte der Obergefreite halt und bedeutete, dass man hier in aller Ungestörtheit eine Ruhepause einlegen könne. Und jetzt verriet er auch, weshalb er vorhin so eilig aufgebrochen war. Einige Schritte von dem ersten Rastplatz entfernt hatte er eine frisch gefällte Birke sowie eine Axt gefunden, die in einen Baum geschlagen war; ein untrügliches Zeichen, dass Menschen in der Nähe waren.

Mit schnellen Händen gingen sie daran, sich über den Moospolstern eine Laubhütte zu bauen, die man schon nach wenigen Schritten von dem Gebüsch nicht mehr unterscheiden konnte. Hastig führten sie einige Bissen Brot und Fleisch zu Mund, ehe sie nach einer Zigarettenpause in tiefen entspannenden Schlaf versanken.

*

Eigentlich hatten sie sich nur eine Stunde Schlaf gönnen wollen. Doch als sie erwachten, stand die Sonne hoch am Himmel und die Kühle der Nacht war einer lastenden Hitze gewichen. Aus Tabletten entzündeten die Drei sich ein rauchloses Feuer, auf dem sie in den Kochgeschirren eine Suppe bereiteten. Fast wortlos assen sie das kräftige Mittagbrot, ehe sie die Fortführung des Unternehmens berieten. Soviel stand fest, dass die kommende Nacht über den Erfolg des Unternehmens der Drei entscheiden würde. Bisher hatten sie keine stärkeren sowjetischen Verbände feststellen können. Der Obergefreite ging noch einmal den Wald ab, legte dann auf der eigenen Karte den Standpunkt fest, ehe er entschied, welche Richtung sie in der kommenden Nacht einschlagen würden. Über diese Beratungen und Planungen verging rasch der Rest des Tages. — Noch im dämmerigen Licht machten sie sich auf, um den Wald zu überwinden. Bald zog der Mond mit verräterischem Licht herauf und verwandelte den Wald doppelt in einen „paradiesischen". Der Obergefreite sagte auch wohl das Wort noch einmal, aber er sah dabei kaum von seinem Kompass auf, um nicht die Marschrichtung aus dem Auge zu verlieren. Schweigend durchquerten sie den Wald. Es war die zweite Nacht in Feindesland.

In steigender Fülle vergoss der Mond sein matt leuchtendes Licht, das den Wald seltsam umhüllte und den Bäumen milde und gedämpfte Schatten gab. Lautlos gingen die Drei in kurzen Abständen hintereinander, verschwanden wie Schemen in den Senken, aus denen sie mit doppelt wachen Sinnen emporstiegen, um nicht in dem für sie so gefährlichen Licht überrascht vor blinkenden Läufen sowjetischer Waffen zu stehen. Es ist den Dreien nicht auferlegt, die Auseinandersetzung mit den Waffen zu suchen. Jeder Schuss — und machte gleich der erste den Gegner für immer stumm — wäre ein Alarm, der alles auf ihre Fährte hetzen würde. Die Drei wissen, dass sie nicht einmal einen Verwundeten haben dürfen. Denn wie sollten sie von hier aus einen Verwundeten zurückschaffen, nachhause, in die eigene Front, die mehr als zwei Tagemärsche entfernt ist?

Unversehens ist der Grasteppich einem Pfad gewichen. Plötzlich sind die Drei auf eine Lichtung geraten, die links und rechts mit Laubhütten bedeckt ist. Doch der Obergefreite zögert keinen Augenblick. Wieder beginnt das pochende und stossende dunkle Geräusch in den Schläfen und Ohren zu singen. Der Obergefreite hat jetzt das Leben der Drei noch mehr als vorher in der Hand. Doch er geht nicht schwer und gebeugt unter der Last, sondern schlenkert plötzlich mit den Armen, als sei er selbst ein torkelnder sowjetischer Lagergenosse. Und die beiden Gefreiten spüren es selbst, dass anders keine Chance mehr besteht, dem „paradiesischen" Wald zu entkommen.

Immer noch will das Waldlager der Sowjets kein Ende nehmen. Schon hören die Drei, wie träumende Sowjets schwer im Schlaf stöhnen. Hier und da ragt ein nackter Fuss aus einer Laubhütte und aus der Tiefe des Waldes klingt Lärm, als würden Pferde geschirrt. Doch als der Mond schon nahezu verblasst ist, als die Sonne schon fast mit ihren glühenden Lichtern zu leuchten beginnt, haben die Drei ohne Schaden den Rand des Waldes erreicht, wo sie ein dichtes Kusselgestrüpp schützend umgibt.

*

Aber nun sind die Drei erst recht im Rachen der Gefahr. Denn nun ist der Wald in ihrem Rücken voll lauten Lebens. Kommandos und Flüche dringen laut an ihr Ohr. Schon ist es vollends Tag geworden, als auch zum Greifen nahe sowjetische Truppen und Arbeitskommandos vorübermarschieren.

Zum Überlegen verbleibt keine Zeit. Die Drei sind scheinbar mitten in einen sowjetischen Aufmarsch geraten. Aber das suchten sie. Im Augenblick ist alle Müdigkeit, sind die schmerzenden Risse und die blutenden Füsse vergessen, nur die Augen starren weit aufgerissen und die Ohren schmerzen vor Überanstrengung. Ja, die Ohren sind für die Drei die entscheidenste Verteidigungswaffe. Endlos flutet indessen die sowjetische Kolonne vorüber. Flintenweiber marschieren in den Reihen der Sowjets. Laut kreischen die Stimmen der Weiber und wenn sie schweigen, klingt rauhes Gelächter auf, das mit der Kolonne zieht wie die Wolken aus Staub. Nur in den Pausen sehen die drei Grenadiere sich an, als seien sie U-Boot-Leute, die nach endlosem Marsch durch die Verlassenheit und die Gefahr des Meeres ihr Wild stellten, das sie zu jagen haben.

Als die Nacht über den Wald heraufzieht, ist der Auftrag der Drei mehr als erfüllt. Aber der Obergefreite, der nun gleich den Gefreiten tiefe Kerben um den Mund trägt, gibt sich nicht zufrieden. Noch einmal stösst er vor, kommt nach langem peinigendem Warten zu den Zweien zurück, um endlich Befehl zum Rückmarsch zu geben.

Sie sind marschiert noch eine Nacht und einen Tag und wieder eine Nacht. Aber es ist kein Marschieren mehr wie am ersten Tage. An Stöcken schleppen sie sich zurück, stürzen an den Wasserlöchern in die Knie, um in gierigen und langen Zügen zu trinken. Die Verpflegung ist trotz aller Sparmassnahmen verbraucht. Sie wissen nicht, ob das vor Stunden oder Tagen war. Nur einmal — als sie den Wald mit den sowjetischen Laubhütten wieder durchquert hatten — haben sie eine Rast gemacht, weil die Füsse bluteten von dem ewigen Wechsel des Weges. Aber da hat der Obergefreite sie wieder hochgerissen, denn er spürte an sich selbst, dass die Müdigkeit den letzten Gedanken an die Gefahr beseitigt hatte. Nur mit dem allerletzten Rest des Willens, mit zusammengebissenen Zähnen war es zu schaffen.

In der sechsten Nacht erreichten die Drei eine Höhe, von der aus sie im Dunst weit vor sich die deutschen Stellungen wie eine Heimat liegen sahen. Mit brennenden Augen starrten sie über einen Fluss, der die beiden Fronten trennte. Wie einen ersten Gruss empfanden sie das tief singende Geräusch eines deutschen Nachtbombers, der den deutschen Stellungen zustrebte.

Endlich gelangten sie ungesehen an den Fluss und spürten nicht die Kühle der Flut, die um ihre Hüften spülte. Als sie ihr Losungswort riefen, klang die Antwort herüber, als könne der Grenadier der Feldwache eine tiefe Freude nicht verbergen.

Dann hatten sie das andere Ufer wieder erreicht.